

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Landhaus am Rhein

Roman

Auerbach, Berthold

Stuttgart, 1869

Vierzehntes Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-241681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241681)

Bierzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Blätter an den Bäumen fielen ab, die Zweige waren kahl, Villa Eden stand da, so weiß, so glänzend, wie emporgehoben, da kein belaubtes Gezweige mehr das hellfarbige Mauerwerk verdeckte.

Das Haus war verlassen; der es gebaut, der den Garten gepflanzt, war verschwunden.

Nach Europa war Sonnenkamp zurückgekehrt, er hatte sich Ruhe und Ehrenhaltung geben, seinen Kindern eine freie Stellung sichern wollen. Es war mißlungen. Nun trieb es ihn wieder zurück in die neue Welt, und er hatte eine ruhelose, abenteuerfüchtige Seele mit sich in den Strudel gerissen.

Ein Novembersturm wehte durch das Rheinthal, schüttelte die Bäume, blies in die aufgespannten Segel und trieb die Schiffe vor sich her.

Als Griech erwachte, empfand er aufs Neue den Schmerz um den Tod Clodwigs; er trauerte doppelt um ihn, denn er fühlte, daß Niemand, dem man von dem Dahingegangenen erzählte, ganz die Reinheit und Höheit seines Wesens begreifen würde. Clodwig hatte

keine Spur seines Wirkens hinterlassen, und nur diejenigen, die in sein Auge geschaut und seine Stimme gehört, konnten wissen und in sich erneuern, wer er war.

Nicht lange durfte Erich dem dahingegangenen Freunde am stillen Morgen nachtrauern. Der Notar des Städtchens wurde gemeldet. Er trat ein und überbrachte ein Schreiben Sonnenkamps, worin dieser auseinander setzte, daß er mit sich genommen habe, was vom Sklavenhandel stammte. Er ertheilte Weidmann und Erich Vollmacht, über alles Zurückgelassene bis zur Großjährigkeit seiner Kinder zu verfügen und für Frau Ceres zu sorgen.

Erich las wiederholt das Schreiben; er schien nicht zu begreifen, was das sein sollte, aber da stand es, und der Notar erklärte ihm, daß Sonnenkamp noch gestern bei ihm gewesen und die Vollmacht ausgefertigt habe; er habe auch einen Brief an Weidmann geschrieben.

Erich ließ den Notar allein, er ging nachdenklich im Parke hin und her. Er begegnete Tante Claudine, und ihr zuerst theilte er die Nachricht mit.

„Er hat sich selbst sein Urtheil vollzogen,“ sagte Claudine in der ihr eigenen ruhig bedachtamen Weise und erzählte, daß Sonnenkamp noch am Tage vorher im grünen Hause gewesen und ihnen ans Herz gelegt habe, ihre Sorgfalt für Frau Ceres und die Kinder zu bewahren.

In alle Seelen hinein mußte man sich denken, wie sie es erfassen, wie sie es bewegen werde, wenn sie die Nachricht erhalten. Wie wird man es der Frau, den Kindern mittheilen?

Erich ging mit Claudine zu seiner Mutter; sie trafen Manna bei ihr.

In leisen Uebergängen suchte er die schnelle Abreise Sonnenkamps zu verkünden, aber Manna rief:

„Er hat uns verlassen!“

Erich bejahte.

Die Professorin faßte die Hand Manna's; Manna starrte unbewegt drein, endlich sagte sie:

„O, meine Mutter! Ich will zu ihr.“

Man überlegte, ob nicht durch Fräulein Perini die Kunde an Frau Ceres gegeben werden solle, aber Manna bestand darauf, daß sie und die Mutter Erichs es ihr sagen. Vom grünen Hause gingen sie nach der Villa.

Sie kamen zu Frau Ceres; kaum hatten sie angedeutet, daß Sonnenkamp verreist sei, als Frau Ceres rief:

„Ich weiß, ich weiß. Darf's nicht sagen. O, ich kann verschwiegen sein. Wir haben's gelernt.“

Sie gab indeß doch zu verstehen, daß Sonnenkamp nach Italien gereist sei, vielleicht aber auch nach Paris, und er werde sie Alle bald nachkommen lassen.

Wie sich jetzt Manna eifrig um ihre Mutter bemühte, lächelte diese:

„Ja, Kind, Du hattest nicht nöthig, ins Kloster zu gehen. Das habe ich nie gewollt. Wenn wir zum Vater kommen, mußt Du ihm sagen, daß ich das nie gewollt habe. Es ist so kalt im Kloster und lauter schwarze Kleider — schwarz kleidet Dich gar nicht gut.“

Erich wurde abgerufen, Roland war angekommen, seine Wangen glühten und er rief:

„Erich, Herr Weidmann läßt Dir sagen, daß er heut zu Dir kommen werde. Und weißt Du auch schon? Lincoln ist gewählt! Herr Weidmann hat die Nachricht erhalten.“

Jetzt verknüpfte sich's Erich. Sonnenkamp hatte die Nachricht gewiß auch bereits, und das hatte seinen Entschluß beschleunigt. Er hatte ja oft davon gesprochen, daß der Kampf unabwendbar eintreten werde, wenn Lincoln gewählt wird. Er war entflohen, um in den Kampf einzutreten.

„Wo ist mein Vater?“ fragte Roland, da Erich kein Wort hervorbringen konnte.

„Dein Vater?“

„Ja, wo ist er?“

„Nach Amerika.“

„Ohne Abschied von uns Allen? Und meine Mutter — wo ist unsre Mutter?“

„Manna ist bei ihr.“

Erich mußte Roland Alles sagen. Roland hörte ihn an und schaute lange nicht auf; endlich sagte er:

„Ich gehe zu meiner Mutter.“

Erich schärfte ihm ein, recht behutsam zu sein; er versprach es.

Als Roland bei seiner Mutter eintrat, rief diese:

„Er hat Euch mir gelassen, er kann nicht fortbleiben, er kommt wieder.“

Sie umarmte Roland mit Hestigkeit und rief:

„Du hast mich nie verlassen, Du bist nie in ein Kloster gegangen. Ja, Manna, nimm Dir Deinen Bruder zum Beispiel. Jetzt bleibst Du bei mir.“

Die Professorin hatte einen Boten nach dem Major geschickt; er kam, und als er die Nachricht hörte, sagte er:

„Und wir haben ihm ja sein Urtheil noch nicht gesprochen.“

Der Sturmwind jagte die Blätter durcheinander, er schien auch die Menschen hin und her zu jagen.

Noch standen Erich und der Major beisammen, als ein Reiter bei ihnen erschien. Er war tief in den Mantel gehüllt; er hielt an. Wenn Sonnenkamp selber wieder gekommen wäre, sie hätten nicht mehr erstaunt sein können, als jetzt diesen zu sehen. Es war Branden. Er sah verstört aus.

„Wo ist Herr Sonnenkamp?“ fragte er.

Man gab ihm die Nachricht.

„Und ist er allein? Wissen Sie nicht . . . wer bei ihm?“

„Nein.“

„Ist Niemand von den Meinigen hier auf der Villa? Haben Sie . . . meine Schwester nicht gesehen?“

Man konnte ihm keinen Bescheid geben. Ohne ein Wort zu sagen, wendete Branden sein Pferd und ritt davon.

Der Doctor kam, und von ihm hörte man, daß Bella von Schloß Wolfsgarten verschwunden sei. Als er jetzt vernahm, daß auch Sonnenkamp entflohen sei, rief er:

„Sie ist mit ihm entflohen! Ein Meisterstück! Wenn Sonnenkamp die feinste Taktik angelegt hätte, er hätte es nicht klüger machen können. Durch diese Entführung

Bella's lenkt er die Rede von sich ab und von Allem, was er gethan. Daß er Bella Branden mit sich fort-reisen konnte, das ist gewaltiger als Alles."

Zweites Capitel.

„Heinrich, komm! Heinrich, komm zurück! Das sind Deine Bäume, Dein Haus! Komm zurück! Ich tanze Dir! Heinrich! Heinrich!“

So rief Frau Ceres.

Sie wollte auch gar nicht mehr essen, sie wollte warten, bis ihr Mann sagte: Liebes Kind, so genieße doch etwas. Nur auf eindringliches Zureden des Fräulein Perini nahm sie Speise zu sich.

Klagend ging sie durch die Gärten, durch die Treibhäuser.

Fräulein Perini hatte unsägliche Mühe, sie zu beruhigen.

Frau Ceres schalt auf den Gärtner, weil er die Wege reche, da seien Fußspuren von ihrem Manne, die dürfe man nicht verwischen, sonst müsse er sterben.

Am Fenster saß sie wieder stundenlang und schaute hinaus über den Strom, wo die Schiffe auf- und abgingen, zu den Bergen und Wolken, und leise klagte sie vor sich hin.

„Heinrich, ich habe Dich schwer gekränkt, Du darfst mich peitschen, wie Deine Sklaven; nur nimm mich zu Dir, verzeih mir. Ach, weißt Du noch, wie es

war, als Du zu mir herauskamst? Cäsar spielte die Harfe, und ich tanzte in meinem blauen Kleidchen und meinen goldgelben Schuhen . . . Weißt Du noch? . . . Manna!“ rief sie dann heftig. „Manna! bring Deine Harfe, spiel mir vor, ich will tanzen, ich bin noch schön. Komm, Heinrich!“ Sie versuchte eine Tanzweise zu singen.

Blöglich fragte sie dann Fräulein Perini: „Nicht wahr, er kommt wieder?“ Und das fragte sie so ruhig, in so klarem Ton, daß man wieder von der Angst befreit wurde.

„Wenn ich sterbe, soll er Frau Bella heiraten, sagen Sie ihm das,“ flüsterte sie vertraulich, mit großen Augen dreinstarrend. „Frau Bella ist eine schöne Wittwe, sehr schön, und er soll ihr meinen Schmuck geben, er wird ihr gut stehen. Lassen Sie anspannen, ich will zur Gräfin Bella, sie hat Briefe von ihm, ich weiß das.“

Fräulein Perini suchte sie zu beruhigen, aber Frau Ceres bestand darauf, sie wolle zur Gräfin Bella. In ihrer Angst schickte Fräulein Perini zur Professorin und zu Erich; sie hoffte, daß man Frau Ceres zerstreuen und von ihrem Gedanken abbringen könne, aber es gelang nicht; Frau Ceres blieb bei ihrer Forderung. Man sagte ihr, die Gräfin sei verreist.

„Dann ist sie mit ihm . . . mit ihm. Ich weiß, er hat ihr meinen Schmuck gegeben, ich habe den falschen. Ruft mir meine Kinder!“

Manna und Roland kamen, und mit einer erstarrten Lustigkeit rief Frau Ceres:

„Euer Vater hat Frau Bella geheiratet, Ihr habt

jetzt noch eine Mutter, sie ist schön . . . sehr schön. Da stehen sie Alle und sehen mich an! Fragt sie . . . fragt sie nur, ob es nicht wahr ist? Ich bin nicht dumm, er hat selber gesagt, ich sei gescheidt . . . O, ich bin gescheidt!"

Manna wendete sich an Claudine, und diese bestätigte, es sei allerdings wahr, daß Sonnenkamp mit Gräfin Bella entflohen sei.

Roland sah auf Erich. Erich senkte die Augen.

Die Kinder warfen sich an den Hals der Mutter und weinten und schluchzten.

„Sie hat keine Kinder, sie ist doch Eure Mutter nicht! Ihr bleibt bei mir, Ihr geht nicht zu ihr . . . Er wird Euch stehlen wollen. Laßt Euch nicht stehlen.“

Man legte Frau Ceres auf ein Ruhebett, sie hielt die Hände ihrer Kinder, bis sie einschlief. Manna und Roland saßen still. Wer kann ermessen, was durch ihre Seelen zog? Welches Erbe von Schmach häuften der Vater auf sie!

Weidmann ließ melden, daß er angekommen sei. Der Notar übergab ihm und Erich die Vollmachten, er hatte zugleich auch von Sonnenkamp Anweisung erhalten, wie man Nachrichten an ihn gelangen lassen könne. In einer südstaatlichen Zeitung sollte man unter der Chiffre S. B. Mittheilung machen von dem, was auf Villa Eden vorging. Ein Schauder überrieselte die Männer, daß in diesen Instructionen offen bezeichnet war, die Nachricht vom Tode der Frau Ceres sollte man auch in genau bezeichnete englische und französische Zeitungen setzen. Es schien, daß Sonnenkamp einen Selbstmord seiner Frau erwartete.

Als Weidmann, der Notar und Erich wieder in den Hof kamen, trafen sie Roland. Er reichte Weidmann die Hand und fragte, ob er jetzt wissen dürfe, was sein Vater an ihn geschrieben habe. Weidmann übergab den Brief, worin Sonnenkamp ihm das Schicksal seines Sohnes ans Herz legte und das Vertrauen aussprach, daß sein Sohn in Allem sich der Leitung Weidmanns überlassen werde.

„Nun kann nichts mehr kommen, nun ist Alles erschöpft,“ sagte Roland mit ruhiger Stimme.

Während die Männer noch beisammen standen, kam Knopf und mit ihm der Neger Adams. Adams trug einen grauen Schnurenrock, ganz ähnlich wie Sonnenkamp einen solchen, wenn er im Garten hin und her ging, zu tragen pflegte. Roland bot dem Neger die Hand und sagte:

„Du hast meinem Vater Böses thun wollen, ich verzeihe Dir, es ist Dir auch Böses geschehen.“

Jetzt erst erfuhr Erich, daß Roland nicht nachgelassen habe, bis man Adams holte.

Weidmann wünschte, daß Adams die Villa verlasse, er wollte ihn mit nach Mattenheim nehmen; Roland aber hat, Adams möge bleiben, bis er selber wieder nach Mattenheim zurückkehre. Der Major war gerne bereit, den Neger vorläufig in sein Haus zu nehmen.

Knopf berichtete mit einer Art von Triumph, welsch ein Muster von Gaunerei dieser Neger sei; er habe die Absicht gehabt, zu Sonnenkamp zu gehen, offen seine That zu bereuen und ihm falsch Zeugniß anzubieten, natürlich für viel Geld; er sei daher außer sich gewesen,

als er hörte, daß Sonnenkamp entflohen und sein falsches Zeugniß nun werthlos sei.

Knopf, ein so gutmüthiger, ja ein so weichmüthiger Mensch, hatte eine wahre Lust daran, nun vollkommene Gauner zu kennen, wie Sonnenkamp und Adams; wo er einmal Schlechtigkeit gefunden, führte er dieselbe wie alle Idealisten zur äußersten Consequenz.

Der Major ging nun mit Adams nach seinem Hause, er hatte eigentlich innerlich einen Widerwillen gegen diesen Menschen, aber er bezwang sich und war besonders freundlich.

Roland ging zu Manna und erzählte ihr, daß er den Neger habe kommen lassen; er halte es für seine Pflicht, diesem Manne zu zeigen, wie er ihm das Ueble, das er über das Haus gebracht, nicht nachtrage, es vielmehr sein Wille sei, ihm Gutes zu erweisen.

Manna wollte von dem Neger nichts wissen. Sie war scheu in sich zurückgezogen, sie hatte nicht die Fassung gewonnen, zu der Roland so rasch gelangt war, sie kam fast nie mehr nach dem grünen Hause. Sie blieb bei ihrer Mutter, war zutraulich und dankbar gegen Fräulein Perini und bat sie wiederholt um Entschuldigung, wenn sie jemals sie gekränkt. Die Stimme Manna's hatte wieder jenen umflorten Ton, über ihr ganzes Wesen schien sich wieder die Verschleierung zu breiten, die von ihr gewichen war.

Diese Gemüthsverfassung erschien Fräulein Perini als eine wohl zu benutzende. Sie ging zum Pfarrer und sagte, jetzt sei die Zeit, vielleicht die letzte, wo wiederum Alles zu gewinnen wäre; Sonnenkamp habe

seine Kinder selbständig gestellt, Frau Ceres magere sichtbar ab und bei ihren Festigkeiten ließe sich nicht absehen, wie sie plötzlich dahingerafft würde. Jetzt wäre es noch möglich, Manna aus der Umgarnung, in der die Dournay's sie gefangen hielten, zu befreien.

Der Pfarrer erachtete es ohnedies als Pflicht, sich dem Kinde, das sich ihm ehemals so vertraulich nahe gestellt, nicht zu entziehen; er lehnte aber auch vor Fräulein Perini jede andere Absicht ab. Er ging nach der Villa und ließ Manna sagen, daß er sie zu sprechen wünsche. Manna erbehte, sie ließ erwidern, daß sie sehr dankbar für seinen Besuch sei, sie sei jedoch die Verlobte Erichs und könne den Pfarrer nur im Beisein Erichs sprechen. Fräulein Perini lehnte es ab, dem Pfarrer diese Antwort zu überbringen.

„So gehe ich selbst,“ sagte Manna. Sie ging hinab in den Balkonsaal und sagte, sie bitte dringend, daß der Pfarrer keinerlei Verletzung darin sehen möge, aber als die Braut Erichs müsse sie fortan auf jeden geistlichen Zuspruch verzichten.

Der Pfarrer sah sie nicht zornig, er sah sie mitleidig an und entgegnete:

„Gut, es geschehe nach Ihrem Willen.“

Er wendete sich ab und ging.

Drittes Capitel.

Von allen Menschen, deren Sinnen nach Villa Eden gerichtet war, wurde keiner von den so scharfen Greig-

Auerbach. Landhaus am Rhein. V.

nissen schwerer betroffen, als der Major. Er hatte keine Ruhe mehr im Hause, und schon seit der Erzählung Sonnenkamps hatte er auch sein Bestes verloren, „die Ablösung,“ wie er es nannte, nämlich seinen gesunden Schlaf. Er ging unruhig hin und her und sprach oft mit der Laadi. In der Nacht war ihm das unruhige Denken so beängstigend, daß er leise mit sich selber sprach, manchmal aber auch Fräulein Milch weckte, daß sie ihm darüber weghelfe; die Flucht Sonnenkamps und die Nachricht, daß Bella mit ihm entflohen wäre, verwirrte ihn noch mehr.

Als er nun mit Knopf und dem Neger kam, bat Fräulein Milch Herrn Knopf, dazubleiben; sie gestand ihm offen, sie fühle eine Furcht, die sie nicht bemeistern könne.

Knopf bedauerte, daß er nicht bleiben könne, er habe Pflichten gegen den Fürsten Valerian.

Er beschwichtigte keineswegs die Angst der Fräulein Milch, steigerte sie vielmehr noch, da er mit großem Behagen darlegte, welch ein prächtiger Gauner dieser Adams sei.

Wenige Tage, nachdem Adams ins Haus genommen worden, wurde der Major krank und mußte sich zu Bette legen.

Der Doctor gab beruhigende Mittel, sie halfen dem Major, aber für Fräulein Milch konnte er keine beruhigenden Mittel verordnen. Diese gab ihr ein Mann, der nichts von Medicin verstand. Es war Professor Einsiedel. Ihm klagte sie über die Anwesenheit des Negers und sie sagte:

„Ich muß mich hüten, durch diesen einen Neger nicht ein Vorurtheil gegen alle Neger anzunehmen.“

„Wie meinen Sie das?“

Fräulein Milch erröthete und erwiderte:

„Wenn man ein fremdes Volk oder einen fremden Stamm nicht kennt und eine nicht günstige Vormeinung von denselben hat, kommt man leicht dazu, den Einzelnen, den man kennen lernt, als den Vertreter der Gesamtheit anzusehen, seine Eigenheiten und Fehler der Gesamtheit aufzubürden. Dieser Neger nun ist ein Mann, der nichts lernen und arbeiten will, er ist als Sklave und dann als Sakai gewöhnt worden, daß Andere für ihn sorgen. Nun könnte man leicht auf das Vorurtheil kommen, daß alle Neger so sind, und das wäre doch ungerecht.“

„Wohl bedacht,“ gab der Professor seine Censur ab. „Ich möchte nur wissen, wie Sie dazu kommen, sich gegen Vorurtheile zu wehren? Ich kenne freilich das weibliche Geschlecht nur wenig, aber ich meine, daß dies Behüten vor Vorurtheilen selten bei Frauen ist.“

Fräulein Milch preßte die Lippen zusammen; sie hätte wohl sagen können, woher in ihr die Forderung stammte, daß jeder Einzelne für sich betrachtet werden müsse.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Glauben Sie nicht auch, daß die Neger nie vollkommen frei werden, wenn sie sich nicht selbst befreien, wenn nicht ein Moses aus ihrer Mitte ersteht und sie aus ihrer Sklaverei führt? Glauben Sie nicht, daß auch dies Geschlecht, das in der Sklaverei war, ver-

kommen und absterben muß und erst das neue, in Freiheit erwachene Geschlecht ins gelobte Land der Freiheit kommt?“

„Da haben Sie es,“ fiel Professor Einsiedel ein, „ich hoffe, Sie verstehen mich. Die schwarze Rasse hat keine selbständige Culturentwicklung, sie bringt, so weit wir bis jetzt sehen, nichts mit in das geistige Familiengut der Menschheit. Allerdings sollten nicht Fremde sie befreien, aber der Erlöser, den wir allein kennen, heißt Bildung, und die wird übertragen und sie allein erlöst. Sie kennen wol die neueren Forschungen über die Saphetiden?“

„Ach nein.“

Der Professor war eben daran, Fräulein Milch zu erklären, wie man in ägyptischen Papyrosrollen überraschende Aufschlüsse gefunden; es zeige sich, daß der Verfasser oder Redacteur der Bibel nicht vollkommen Ägyptisch verstanden, ja es finde sich das Wesentliche, was die Bibel enthalte, bereits in ägyptischen Schriften, nur die Befreiung der Sklaven bleibe die große That des mythischen Moses und stehe einzig da in der ganzen alten Welt.

In seiner Freude, eine so gute Zuhörerin zu haben, wollte der Professor eben weitläufig werden, als der Krischer mit seinem Sohne, dem Küfer, und der Tochter des Siebenpfeifers kam. Zum Hause des Majors gingen sie zuerst, um hier zu verkünden, daß Alles wieder gütlich ausgeglichen sei; der Siebenpfeifer hatte die Einwilligung gegeben. Noch mehr. Man hatte das „nährhafte Wirthshaus,“ wie der Krischer es nannte,

das Wirthshaus zum Karpfen im Städtchen angekauft und der Krischer wußte schön auszumalen, wie glücklich er sei, daß er nun Vater eines Wirthshauses sei.

Der Major, der in der Kammer von den Ankömmlingen gehört hatte, ließ nicht ab, bis sie zu ihm her-einkamen, denn solch eine Freude mache ihn halb gesund; er ermahnte nur den Krischer, sich nicht dem Trinken zu überlassen. Der Krischer gab ihm die Hand und sagte:

„Da haben Sie meine Hand drauf. Von heute an trinke ich keinen Tropfen mehr über den Durst. Aber meinen Durst löschen darf ich doch? Ich habe Gottlob einen gesunden Durst, aber an der Hochzeit — Sie müssen auch dabei sein — da trink ich mir einen All-weltsräusch! Unser Herrgott soll vom Himmel her-unter lachen: ja, so kann's doch Keiner, wie mein Krischer.“

Dieses einfache freudige Ereigniß brachte in die dumpfe Schwüle, in die alle Menschen im Umkreise von Villa Eden versetzt waren, eine Erfrischung und Be-lebung; Professor Einsiedel hatte einen guten Gedanken, er sagte dem Krischer, daß er als Dank für seine Freude auch ein Gutes thun und den Neger ins Haus nehmen möge. Der Krischer war sofort bereit. Leise sagte ihm Fräulein Milch, es werde schwer halten, Adams zur Arbeit zu bringen, und sie bat, er möge ja recht gut gegen den Neger sein. Der Krischer versprach's und nahm Adams mit.

Die Hunde bellten laut, als der Neger in das Haus des Krischers kam, und die Frauen schrien in

Angst; das Angstgeschrei verstummte bald, das Bellen der Hunde aber hörte nicht auf, sobald Adams aus dem Hause trat, bellten die Hunde aufs Neue . . .

Als der Doctor mit der Professorin zum Hause des Majors kam, war er sehr befriedigt, daß Adams bereits das Haus verlassen hatte, und noch mehr, daß der Major wieder aufrecht im Bette saß und seine lange Pfeife rauchte. Er bat nur, daß der Major sich noch ruhig verhalte, dann ging er mit den beiden Frauen in die Wohnstube. Hier theilte er ihnen mit, daß er stolz sein könne; Bella habe an ihn aus Antwerpen geschrieben. Der Brief lautete:

Sie allein haben mir nie Freundlichkeit geheuchelt, darum sollen Sie auch ein Andenken von mir haben. Ich schenke Ihnen meinen Papagei. Der Papagei ist das Meisterstück der Schöpfung, er spricht nur, was man ihm einlernt. Adieu! Bella.

Die beiden Frauen sahen einander erschreckt an und der Doctor war nicht wenig erstaunt, als Fräulein Milch sagte, sie habe gewiß nie etwas Freundliches von Herrn von Prandten erfahren, aber es sei doch hart, daß ihn ein solch schweres Schicksal betroffen. Nachdem er die Braut verloren, habe auch die Schwester ihn verlassen, bereite ihm so viel Kummer und bringe Schande über ihn.

Hätte Prandten geahnt, daß Fräulein Milch ihm jetzt Mitleid widmete, es wäre vielleicht das Härteste gewesen, was er in seiner jetzigen Lage empfunden.

Der Doctor erzählte von der Verwirrung, die nach der Flucht Bella's auf Wolfsgarten geherrscht; es sei

nicht recht klar, ob sie die bedeutenden Ersparnisse mitgenommen oder zurückgelassen habe.

„Mir fehlt etwas,“ sagte er, „seitdem Bella verschwunden ist, ein Barometer für das rechte Denken und eine Quelle von Betrachtungen. Jetzt da diese Frau fort ist, merkt man erst, wie breit ihre Wirkung war, vielleicht ausgedehnter, als ihr Zustand. Uebrigens freut mich diese Geschichte, sie ist wieder einmal ein Beweis, daß es noch kühne, gewaltige Menschen gibt.“

„Sie lieben die Bizarrierie,“ warf die Professorin ein.

„O nein. Was Andern als Bizarrierie erscheint, sehe ich als folgerichtige Handlungsweise; so und nicht anders mußte Bella handeln, das gehört zu ihrem Heroismus. Herr Erich kann mir bezeugen, daß ich geraume Zeit vor dem Ereignisse etwas der Art ahnte. Bella und Sonnenkamp haben Aehnlichkeit, sie sind Beide geistreich, scharf denkend in allem Unpersönlichen, aber tyrannisch, boshaft, selbstisch in allem Persönlichen. Jetzt, da sie fort ist, kann ich es sagen, sie ist auch als Mörderin geflohen; nicht mit Gift und Dolch, aber mit tödtenden Worten hat sie Odwig ins Herz getroffen, er hat es mir gestanden.“

„Wie ist bei so viel Bildung Alles das möglich?“ fragte die Professorin.

„Ja, eben darin liegt's,“ warf der Doctor ein. „Alles Geistesleben ging Frau Bella nie etwas an, sie kam hinein und wußte nicht wozu; sie mußte verwüsten, denn was sollte sie mit all dieser Bildung? Bisher gab es nur Religionsheuchelei, jetzt gibt es auch Bildungsheuchelei. Aber nein, Frau Bella war keine

Heuchlerin und eigentlich nicht böß, sie war einfach roh.“

„Roh?“

„Ja. Denken an ein Anderes ist Bildung des Geistes und des Herzens; Frau Bella dachte stets nur an sich, an das, was sie zu sagen, zu empfinden hatte. Ich habe lange nach einer Grundlage in dieser Natur geforscht, bis ich es, wie ich glaube, gefunden habe. Es ist das Beauté-Bewußtsein. Ich bin eine Beauté, ist das Princip, auf das sich ein ganzes System stellt; die anderen Menschen sind nur dazu da, die Beauté zu sehen und zu bewundern. Es war ein Verrath an sich selbst, als Bella den Grafen Lodwig heiratete, es konnte nur in einem Momente sein, wo sie ihr Beauté-Bewußtsein verlor. Wie können wir solche Menschen gerecht beurtheilen?“

Der Major rief laut aus der Kammer, man solle ihm doch mittheilen, was der Doctor so laut und heftig spreche. Fräulein Milch beruhigte ihn und sagte: es sei keine Unterhaltung für einen Kranken; sie gestand indeß, daß von Bella die Rede sei. Als Fräulein Milch wieder in die Wohnstube eintrat, kam ein Bote von Villa Eden, der den Doctor und die Professorin heimrief; Frau Ceres sei in Lebensgefahr.

Der Doctor und die Professorin eilten nach der Villa.

Viertes Capitel.

„Heinrich, komm! komm zurück! Das sind Deine Bäume, Dein Haus! Komm zu mir! Ich tanze Dir! Heinrich! Heinrich!“

So rief Frau Ceres.

„Kommen Sie,“ sagte sie zu Fräulein Perini. „Seine Erken müssen gut gepflegt werden, ich verstehe es, ich hab's von ihm gelernt. Gute Moorerde, die lassen wir trocknen und zerschlagen und sieben. Wenn er kommt, wird er sagen: das hast Du brav gemacht, Ceres; Du bist ganz geschickt.“

Sie ging mit Fräulein Perini nach dem Treibhause und sagte mit Verständigkeit dem Obergärtner, wie er sorgsam darauf halten solle, daß die Luft bei den Erken in mittlerer Temperatur und ständig feucht gehalten werde.

Fräulein Perini schickte einen Gartenburschen nach Erich, sie konnte es vor Beängstigung mit Frau Ceres allein nicht aushalten.

Frau Ceres war ganz ruhig; sie hob die Erken-töpfe etwas in die Höhe, um nachzusehen, ob die Unterseker gehörig feucht seien; endlich wendete sie sich um und sagte:

„Es wäre Zeit, daß der Herr Hauptmann lernte, wie man die Pflanzen behandelt. Die Herren Gelehrten meinen immer, sie können von uns nichts lernen; von meinem Mann können sie sehr viel lernen. Mehr als zweihundert Sorten Erken sind am Cap. Ja,

Sie können es glauben. Er hat's gesagt. Nun wollen wir wieder ins Haus zurückgehen."

Sie gingen und kamen auf den großen Platz, wo der See mit dem Springbrunnen war.

Plötzlich that Frau Ceres einen gellenden Schrei. Dort ging ein Mann im grauen Schnurenrock, mit ihm der Krischer.

"Heinrich! Heinrich! Da bist Du! Ich bin da. Komm. Warum wendest Du Dich ab."

Der Mann wendete sich um, es war Adams. Frau Ceres schrie:

"Du bist in einen Neger verwandelt! Heinrich, wer hat Dir das gethan? Heinrich! Pfui! Thu die schwarze Haut ab, Heinrich!" schrie sie und sprang mit aller Kraft auf Adams zu und riß ihm die Kleider vom Leibe. Sie sank vor ihm nieder, sie wurde in Zuckungen von Adams und dem Krischer ins Haus getragen, als eben der Doctor und die Professorin ankamen.

Frau Ceres wurde nicht mehr zum Leben erweckt...

Manna und Roland knieten lautlos an der Leiche ihrer Mutter. Die schönen Blumen, die Sonnenkämp so sorgsam gepflegt, standen um die Leiche seiner Frau im Musiksaale.

Die Freunde kamen; sie umarmten und küßten Roland, auch Lina kam und umarmte Manna still; mit einem Händedruck, mit einer Umarmung sagte ein Jedes dem Leidtragenden: Ich bin bei Dir, ich möchte Dir helfen, ich lebe.

Auch Branden erschien unter den Leidtragenden; er kniete an der Leiche nieder, neben ihm Fräulein Perini.

Die Leiche wurde in der Kirche eingeseget, und von da wandelte das Gefolge nach dem Kirchhofe.

Knopf und der Lehrer Fäßbender hatten den Gesangverein zusammen gebracht, sie sangen vor dem offenen Grabe. Roland stand an Erich gelehnt, Manna war von der Professorin und Claudine gehalten.

Der Gesang war zu Ende, der Pfarrer trat vor. Er ließ eine Weile still seinen Blick auf der Versammlung ruhen; kein Laut war vernehmbar, vom Walde hörte man nur die Elster schnattern und den Nuthäher kreischen.

Der Pfarrer sprach das Gebet um Sündenvergebung in das offene Grab hinein, dann weihte er das Grab mit den üblichen Worten, ließ Weihrauch darüber wehen und spritzte dreimal Weihwasser hinab. Jetzt bückte er sich, nahm die Schaufel und warf drei Schaufeln Erde hinab, indem er sprach: „Von Staub bist Du, zu Staub wirst Du.“ Er erhob sich, sah die Versammlung ruhig an, sah still in das Antlitz der Leidtragenden, drückte das Gebethuch an die Brust, und nachdem er einige allgemeine Betrachtungen ausgesprochen, rief er:

„Du armes reiches Kind aus der neuen Welt! Jetzt bist Du in der wahren neuen Welt. Du, Berewigte, bist jetzt geadelt, denn der Tod adelt und Du trägtst einen Schmuck, schöner als alle Deine Diamanten, denn Du warst bei aller Weltlichkeit ein gläubig Gemüth; Du hast die Dornenkrone des Schmerzes getragen. Ihr aber, die Ihr lebendig hier steht, Euch rufe ich zu: Ihr könnt Landhäuser bauen, Ihr könnt sie schön aus-

stätten, aber es kommt der Fürst alles Lebens, der Tod. Ein Bretterhaus, das ist die Heimat, das ist das Landhaus, Jedem beschieden tief im Erdengrund. An jenen reichen Jüngling ging das Wort: Laß Alles hinter Dir und folge mir nach. Wollt Ihr auch weinend von dannen gehen, da Ihr von dem Besizthum der Welt nicht lassen konntet? . . . O, ich rufe Euch — nein, der diesen Tag über uns heraufgeführt und der in dieses Grab hinunterschaut, hoch oben über Allem, er ruft Euch zu: Zerreißt die Bande der Sklaverei, Ihr selbst seid Sklaven! Seid frei! Du, edle Jungfrau, die Du das Beste in Dir gehegt, schau hinab in dieses Grab und hinaus über die Spanne Zeit, wo Dir solch eine Grube sich öffnet. Verschmähe die Hand nicht, die Dich retten will. Tage des Jammers, Nächte der Verlassenheit werden über Dich kommen. Du wirst am Tage fragen: wo bin ich und was soll ich auf der Welt? Und in die dunkle Nacht hinein wirst Du klagen und schauern vor der Nacht des Todes. Du kanntest das Heil, Du trugst es in Dir. Und nun? Treulos . . . dreifach treulos! . . . Treulos an Dir, an Deinen Freunden und an Deinem Gott!“

Sich auf die Brust schlagend, mit thränengepreßter Stimme fuhr er fort:

„Wie gerne, wie freudig will ich sterben, ich, der hier zu Euch spricht, wenn ich sagen kann, ich habe Euch gerettet. Nein, nicht ich, der Geist hat Euch gerettet durch den Hauch meines Mundes. Kommt her, laßt Alles, was Euch hält, worauf Ihr Euch stützt — kommt her zu mir, Ihr Kinder des Schmerzes, zu

mir, Ihr Kinder des Glends, des Leids, des Reichthums und der hilflosen Armuth!“

Er machte eine Pause, und als sich Niemand bewegte, fuhr er fort:

„Ich habe gesprochen, habe gemahnt, wie ich mußte und weil ich mußte. Ich rufe Dich an, deren Hülle wir jetzt der Erde übergeben, rufe Du Deinen Kindern zu: die drei Schollen sollt Ihr auf mein Grab werfen, wenn Eure Hand hingibt, was man das Besitzthum der Welt nennt, und was nichts ist als der Kaufpreis um die verlorne Seele. Thut Ihr es nicht, so beten wir für Euch, die Ihr todt seid im lebendigen Leibe, wie wir für Dich beten, die wir nun todten Leibes in die Grube senken, aber deren Seele aufgegangen ist in die Ewigkeit. Gib, daß Deine Kinder die Ewigkeit empfangen, die Ewigkeit allein . . .“

Der Pfarrer zitterte am ganzen Leibe und Roland bebte an der Seite Erichs.

Jetzt trat Weidmann an die andere Seite Rolands und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Das Grab wurde zugeschüttet. Der Pfarrer ging rasch von dannen; Branden ging mit ihm; die Leidtragenden kehrten nach der Villa zurück. —

Roland war es zuerst, der sich ermannte und rief:

„Ich lasse mich nicht zerbrechen und knicken. Der schwarze Schrecken soll mich nicht verschrecken.“

Auch Manna richtete sich auf.

Der Tod und die Erschütterung am Grabe der Mutter ward zur neuen Befestigung im Wesen der Kinder . . .

Am Tage nach dem Begräbniß bat Fräulein Perini um ihre Entlassung; sie erhielt noch die gesammte Garderobe der Frau Ceres. Sie ließ dieselbe in großen Kisten nach dem Pfarrhause bringen und reiste bald nach Italien zu der jungen Wittve, der Tochter des Herrn von Endlich.

Fünftes Capitel.

Auf Villa Eden herrschte Stille und Trauer; draußen aber setzten die Leichtblütigen Rheinländer ihr Leben in gewohnter Weise fort. Die Schoppengäste saßen beisammen. Da war die Rede von Paris, von London, von Amerika, der geht hin, der ist dort, der kommt heim; das ganze bewegliche Wesen der Rheinländer wurde laut; das lebt beständig wie auf die Welle gesetzt.

Der grüne Strauß war im Nachbarstädtchen angestekt, die treuen Verehrer des Heurigen, der noch auf der Zunge tanzt, versammelten sich. Zuerst kam der Holzhändler, man kann eigentlich nicht sagen, er kam, denn er war immer da; er ging nur bisweilen nach seinem Hause, um nach dem Geschäfte zu sehen, dann war er wieder in der guten getäferten Wirthshausstube, wo es im Sommer so kühl und im Winter so behaglich warm und so früh dunkel ist, daß man bald bei Licht trinken kann.

Nun kamen sie nach und nach alle heran mit jenen zufriedenen Mienen, die die Zuversicht eines guten Trunkes und einer behaglichen Unterhaltung verleihet.

Sie saßen endlich beisammen. Zuerst ging's an ein Besprechen über das Benehmen des Pfarrers beim Begräbniß der Frau Ceres. Man stritt hin und her, ob der Kirchenfürst den Auftrag hiezu gegeben oder mindestens einverstanden sei. Weiter wagte man sich nicht, denn der Holzhändler, oder vielmehr die Frau des Holzhändlers hielt streng zur Geistlichkeit.

Das Gespräch wendete sich bald vom Pfarrer weg und haftete um so ergiebiger bei Sonnenkamp. Man hatte eigentlich doch Respect vor ihm; die Kraft imponirt, und ein Kraftstreich war es, wenn auch ein verwerflicher, nicht nur Sklaven zu verkaufen, solch ein Haus zu bauen, den ganzen Hof an der Nase herumzuführen, sondern auch noch zuletzt die Gräfin mitzunehmen.

Der Agent, der mit Manna und Fräulein Perini rheinabwärts gefahren war, wollte wissen, daß Prinz Leonhard in Unterhandlung stehe, die Villa zu kaufen; er suchte dadurch eigentlich nur vorzubeugen, daß Niemand sich mit der Sache einlasse, da er selber einen Käufer ausfindig machen wollte.

Der Holzhändler, der in Permanenz beim Schoppen war, sagte, das Beste wäre eigentlich, es machte sich eine Gesellschaft zusammen und kaufte die Villa mit aller fahrenden Habe. Das war nun guter Stoff. Ein Weinhändler, der jedes Jahr verkündete, daß er sein Geschäft aufgebe, und die letzte Versteigerung hielt, dann aber auch jedes Jahr sein Geschäft erneuerte, sagte, daß ihm einige Weinberge Sonnenkamps gut anständen; auch die Kellereien zu miethen und den gesammten Vorrath anzukaufen, wäre er nicht abgeneigt; die Pferde,

die Hunde wurden vorläufig zur Versteigerung ausgelegt. Es fragte sich nur, was man aus dem Hause machen solle. Wer nicht eine Million hat, kann das Haus nicht bewohnen, und schade wäre es doch für das schöne Haus und den gewählten Punkt, wenn man eine Fabrik daraus machte.

„Hellauf! da kommt der Spußenmacher!“ hieß es plötzlich.

Es war der Mann, mit dem Erich damals, als er beim Doctor übernachtet hatte, eine Strecke heimwärts fuhr; er hatte eines jener weinseligen gerötheten Gesichter, die kein Alter erkennen lassen jenseits der vierziger-Jahre; dabei war sein Antlitz so beweglich, als ob es von Guttapercha wäre.

Der Spußenmacher winkte dem Wirthsmädchen, es wußte, von welchem er trank; er setzte sich behaglich nieder, die Cigarrenspitze aus der Tasche nehmend und das Futteral öffnend.

„Was gibt's Neues?“ wurde gefragt.

Der Spußenmacher gab die gewöhnliche Antwort: „Schön Wetter und nichts darauf.“

„Wo bist Du denn seit drei Tagen gewesen, daß man Dich nicht gesehen?“

„Da, wo man sein Leben verlängert.“

„Was ist denn das wieder?“

„Ich bin in der Hauptstadt Uniformingen gewesen; da kann man sein Leben verlängern, denn da wird einem die Zeit doppelt lang.“

„Alt! alt!“ schrien die Schoppengäste. „Mußt was Neues geben!“

„Ja wohl, was Neues! Ich sage Euch, manche Lügen sind nicht wahr, und das sind oft gerade die schönsten. Geht aber hinaus auf das Schiff; sie sitzen in der großen Kajüte, das ist ein Leben! Jedes bringt sein eigenes Kochbuch in die Ehe und dann verheiraten sie die Braten mit einander.“

Von allen Seiten wurde der Spuzenmacher gehänselt, weil er so Albernes vorbringe.

„Wenn Ihr ruhig sein wollt, erzähle ich Euch die Geschichte, aber erst muß Eins hinausgehen an den Rhein, damit ich hernach einen Zeugen habe, daß meine Geschichte eine wirklich wahre ist, wie der alte Oberförster sagt.“

Ein Küfer wurde nach dem am Rhein vor Anker liegenden Schiffe abgeschickt; der Spuzenmacher gab Anweisung, was er erkunden sollte, dann sagte er:

„Ja, ich hab' einmal das Glück, daß ich die besten Geschichten erlebe; sie laufen mir in die Hände.“

„Erzähl! erzähl! Ist's was vom starken Sonnenkamp, oder von der schönen Gräfin?“

„Ah bah! Das wäre altbacken. Ich habe eine neue, frisch von der Pfanne, und meine Geschichte heißt: Die Liebe von der „Lorelei“ und dem „Beethoven“, oder ein Spanferkel als Ehestifter. Ja, lacht nur, werdet sehen, daß es eine wirklich wahre Geschichte ist. Also, Ihr kennt doch den Wirth auf der „Lorelei“? Sie heißen ihn das große Einmaleins, ein bestandener Mann und ein ehrlicher dazu, denn er gesteht ehrlich, daß er durch geschickte Addition bei den Rechnungen sich ein hübsches Vermögen zusammenaddirt hat. Nun

ist er ledig . . . schrecklich ledig; Essen und Trinken schmeckt ihm, aber . . .“

„Ja, ja, wir kennen ihn. Weiter.“

„Unterbrecht mich nicht! Meine Geschichte muß nicht erzählt sein, mir ist's genug, wenn ich sie allein weiß. Also die Sache ist so: Der Capitän von der „Lorelei“, Ihr kennt ihn ja, der große Baumlange, er ist mehrere Jahre Steuermann auf dem „Adolph“ gewesen . . . Also, der Capitän weiß seinem Restaurateur den Mund wässrig zu machen nach der Wirthin auf dem „Beethoven“, die seit zwei Jahren Wittve ist, eine runde, appetitliche Frau. Es werden Grüße gewechselt von der weißen Mütze hüben und der weißen Haube drüben; zu einander gekommen sind sie aber nicht, bis vor vierzehn Tagen in Köln auf einige Minuten; da legten die „Lorelei“ und der „Beethoven“ an einander an, und dann war's wieder vorbei. Seitdem schmunzelt das große Einmaleins auf der „Lorelei“ gar munter, aber vom Heiraten will er nichts wissen. Sich ein gutes Essen bereiten, wo Niemand etwas dreinreden kann, ist sein Hauptpaß; und da hat er nun ein säuberliches Spanferkel zurecht gemacht, das er sich auf morgen braten wollte. Sein Capitän weiß, daß die beiden Schiffe auf morgen, das heißt auf heute, hier übernachten. Er stiehlt nun das Spanferkel, gibt es dem Nachbar-Capitän und dieser der Wittve vom „Beethoven“, daß sie es gut bereite und noch etwas dazu; sie thut das mit allem Willen. Nun ladet der Capitän seinen Wirth zum Abendessen auf dem „Beethoven“ ein, und da die Wirthin das Essen stellt,

ist es nicht mehr als billig, daß der Einmaleins von der „Lorelei“ den Wein dazu gibt. Sie setzen sich auf dem „Beethoven“ zum Schmaus, die Wirthin ist natürlich auch dabei, und es geht überaus lustig her. Der Einmaleins sagt, besser könne man ein Spanferkel nicht herrichten, und es sei fast gar so fein, wie das seinige. Nun kommt die Schelmerei bald heraus, aber lustig sind sie, und kurz und gut — beim Spanferkel ist die Verlobung gefeiert worden.“

Kaum hatte der Spuzenmacher so weit erzählt, als der Küfer mit dem Capitän der „Lorelei“ kam und Alles der Wahrheit gemäß bestätigte. Die Lustigkeit war lärmend und übermüthig, und der Capitän erzählte, daß die Neuverlobten die gleiche Liebhaberei hätten; sie sammelten während des Sommers möglichst viel Gold, und jetzt sitzen sie beisammen und puzen mit Seifenwasser das Gold blank und lachen dazu.

Da trat der Steuermann ein; er mußte noch einmal die Geschichte erzählen, wie bei stürmischem Wetter die Gräfin Wolfsgarten mit Sonnenkamp rheinab gefahren sei; er hatte sie deutlich erkannt.

Jetzt wendete sich das Gespräch wieder, und es schien eine Vereinigung zu Stande zu kommen, daß eine Gesellschaft das Landhaus mit allem Zubehör kaufe und dann den Gewinn aus dem Wiederverkauf theile.

Der Agent, der diese Gesellschaft nicht zu Stande kommen lassen wollte, lachte über das Vorhaben und sagte jetzt, es sei eigentlich nur Scherz gewesen, daß er erzählt habe, Prinz Leonhard wolle das Landhaus kaufen; es sei so viel als sicher, daß die Kinder das

Landhaus gar nicht veräußern. Und warum sollten sie nicht in der Gegend bleiben? Jedermann habe sie lieb, hier sei nun einmal bekannt, wer sie seien; man habe sie trotzdem lieb. Auch Andere stimmten bei, daß man den Kindern nur rathen könne, im Lande zu bleiben, zumal da ein so tüchtiger Mann, wie der Hauptmann Dournay, das Ganze in Besitz nehmen werde. Man sprach lebhaft und der Wein mundete gut dazu; Schoppen auf Schoppen wurde getrunken. Als man endlich davon ging, hielt der Holzhändler in einem Seitengäßchen zwei Kameraden fest und sagte, es wäre nicht gut, solch ein Geschäft in großer Gesellschaft abzumachen, sie drei mit einander wollten suchen, es in die Hand zu bekommen; er habe erfahren, daß Herr Weidmann auf Mattenheim eine Art Vormund und Bevollmächtigter sei; er sei ein Mann, mit dem sich gut verkehren lasse, und so müsse es das Erste sein, daß man mit ihm in Verbindung trete.

Andern Tages erschien der Agent bei Weidmann und bat, daß man ihm die Vermittlung beim Verkauf des Landhauses übergeben möge, er werde das Beste herausbringen. Kaum hatte Weidmann ihn abgewiesen, als die drei Männer vom Heurigen kamen; auch diese lehnte Weidmann ab, da vorerst keine Rede davon sei, das Landhaus zu verkaufen.

Sechstes Capitel.

Während die Menschen draußen bereits über Haus und Hof verfügten und dessen Bewohner in die Fremde schickten, saßen Roland und Manna in stiller Trauer.

Nach gewaltiger Erschütterung, nach der anspannenden Kraft, solche zu ertragen, tritt eine Müdigkeit, eine Ruhebedürftigkeit ein, die nichts möchte, als nur die erste Zeit im Schlafe verbringen, bis sich die Lebenskräfte wieder erneuert haben.

Der Vater war entflohen, die Mutter todt, und draußen tobten die einbrechenden Winterstürme.

Sonnenkamp hatte seinen Kindern den größten Theil seines Reichthums zurückgelassen; er hatte erklärt, daß auf diesem Besitzthum kein Flecken haste, aber es ruhte dennoch kein Segen für die Kinder auf diesem väterlichen Erbe. Sollten sie Alles von sich geben? Sie waren im Reichthum erzogen, daran gewöhnt, hier in diesem Hause, wo Alles in solcher Fülle, hier im Garten, wo man lustwandeln konnte; aber weit weg drängten sie die Versuchung des Reichthums, ja sie waren kaum davon berührt. Erich und Manna wollten sich ein neues Leben schaffen. In Roland erwachte nun ganz allein der Gedanke, zu welchem Berufe er sich bestimmen sollte. Er sagte Manna, daß er entschlossen sei, Landwirth zu werden und mit seiner Hände Arbeit sich sein Brod zu verdienen.

„Ach,“ sagte er ihr, „wenn Du nur auch eine Thätigkeit gewinnen könntest.“ Und es war ein aus

Schmerzen hervorbrechendes Lächeln, wie ein aus dunkler Wolke dringender heller Strahl, da er hinzusetzte:

„Ich vergesse ja ganz, daß Du die Gattin Erichs wirst.“

Manna schwieg.

„Was liest Du denn so eifrig?“ fragte Manna, da er stundenlang still sitzend von einem Buche nicht auffah.

Er zeigte es ihr, es war ein Lehrbuch der Forstwissenschaft.

Die Erkenntniß des stetigen Wachstums, diese Pflege desselben durch den Menschen erquickte ihm die Seele. Es war mit einem eigenen Herzstoß, da er sagte:

„Ich konnte nicht, wie der Vater, Gartenpflanzen pflegen, aber es ist doch von ihm, daß mich der Forstbetrieb am meisten anzieht. Die Kraft des Bodens, die Gesetze des Wachstums sind in der alten und neuen — ich wollte sagen — auf der ganzen Erde die gleichen.“

Roland wagte noch nicht, Manna zu sagen, daß er sich vorbereite, nach Amerika zu ziehen. Selbst die Geschwister scheuten sich, mit einander davon zu sprechen, wie sie ein Leben fortsetzen wollten, dem alles Außerliche geboten war, dem aber ein Etwas fehlte, das nie zu ersetzen schien: die Ehre.

Weidmann kam nach Villa Eden, und jetzt übernahmen er und Erich im Beisein des Notars die Werthpapiere. Im Pulte des Schreibtisches lagen die Schlüssel und das geheimnißvolle Wort, zu dem die Buchstaben

an den Drehrosetten gefügt werden mußten, damit der Schlüssel öffne. Das Wort hieß Manna.

Das Besizthum war wohlgeordnet; in verschiedenen Fächern lagen Staatspapiere von allen europäischen Staaten, in der größten Anzahl von amerikanischen, Actien von Bergwerken und den mannigfaltigsten Bank-Instituten; da lagen die Papiere von verschiedener Art und Farbe, alle Schattirungen des Regenbogens waren da.

Auf den Wunsch Weidmanns mußte Erich mit Roland und Joseph nach der Handelsstadt reisen, um die Staatspapiere in sichere Obhut zu bringen.

Dort angekommen, war ihr erster Weg nach dem Hause des Banquiers, das, in einem Garten vor dem Thore, ländliche Ruhe mit städtischer Bewegtheit vereinigte; das Gewerbs- und Geschäftsleben hielt sich im Innern der Stadt, hier draußen war ein befreites Sein. Freundlich anmuthend herrschten Schönheit und Bildungssinn in dem reich ausgestatteten Hause.

Erich traf den Banquier in dem großen, mit schönen Statuen geschmückten Bibliotheksaale; er schaute verwundert auf den Mann, der sich so bescheiden auf Wolfsgarten beim Tode Clodwigs verhalten, während er in seinem Heimwesen über eine gediegene Fülle gebot.

Das Gespräch ging bald auf Clodwig und Bella über. Der Banquier urtheilte mild; er hatte Mitleid mit Bella, deren zurückgedrängte Abenteuerlust zu einem solchen Extrem gekommen war. Er machte es Clodwig zum Vorwurf, noch einmal geheiratet zu haben; Clodwig habe sich getäuscht und einer Täuschung Bella's

nachgegeben, die da geglaubt, daß sie sich an einem stillen Leben genügen könnten.

Man fuhr nach dem Comptoir in der innern Stadt. Inmitten seiner Thätigkeit erschien der Banquier als ein ganz anderer; er hatte so zu sagen eine Comptoirseele und eine Hausseele. In seinem Hause freundlich, lebenswürdig, leicht spendend und redselig, auf dem Comptoir farg im Wort, kurzab, entschieden und genau berechnend.

Zunächst erklärte er, daß er das reiche Besizthum nicht selbst in Verwahrung nehme; man müsse es vielmehr der städtischen Bank übergeben.

In Begleitung des Cassiers, der ein Sohn Fassbenders war, brachten Erich und Roland die Papiere nach dem Gewölbe der Bank.

Als man das Bankgebäude verließ, athmete Roland frei auf, da nun das Alles von ihm und den Seinen genommen war.

Wie von einer Last befreit, kehrte er mit Erich nach Villa Eden zurück.

Er sehnte sich nach Mattenheim, und jetzt erklärte auch Erich, daß er mit nach Mattenheim ziehe; er wolle ausschauen und sich vorbereiten, eine Thätigkeit zu finden, die ihm gestatte, aus eigener Kraft einen Hausstand zu gründen.

Als Erich seinen Plan dem Major mittheilte, klagte dieser, daß er sich in alten Tagen noch ein neues Nest bauen müsse, denn der Bruder Altmeister, dessen Frau gestorben war, hatte sich wieder verlobt und wollte zum Frühling heiraten. Fräulein Milch hatte nicht

Lust, neben einer jungen Frau geduldet zu leben, und als der Bruder Altmeister sagte, daß er eines der Zimmer, welche der Major bisher inne gehabt, zum Fremdenzimmer für Verwandte herrichten wolle, übte sie eine große Eigenmächtigkeit, indem sie mit eben so viel Dank als Entschiedenheit erklärte, daß sie das Haus verlasse.

Das war vielleicht das einzige Mal, daß ein Zwiespalt zwischen ihr und dem Major stattfand.

Als aber der Major sah, wie schmerzlich Fräulein Milch den Fehler der Eigenmächtigkeit empfand, schalt er über sich selbst, daß er zu demüthig und nachgiebig sei; ja, er dankte Fräulein Milch, daß sie den Stolz wahre, den er eigentlich haben müsse und so leicht vergesse.

Er besprach mit ihr den Plan, nach der Burg zu ziehen, da seien bereits ausgebaute Zimmer, und es müsse sich da oben gar lustig leben; aber Fräulein Milch wollte vom Wohnen auf der Ritterburg nichts wissen. Sie schilderte dem Major die Plackerei, die man haben werde; den Fleischer, den Bäcker, den Krämer, die Milchfrau, alle Handwerke und Geschäfte jagte sie ihm auf den Hals, daß ihm ganz Angst wurde.

„Es ist keine Rede mehr davon,“ rief er, „aber bitte, lassen Sie mich nicht vergessen, ich muß den Hauptmann Dournay fragen, wie denn die alten Ritter lebten.“

Als nun Erich kam, war das auch das Erste, was der Major ihm vorlegte; erst dann besprach er seine Wohnungsnoth.

Als Erich am andern Tage nach Mattenheim abreiste, küßte er zum ersten Mal vor dem Auge der Mutter seine Braut.

Erich und Roland ritten davon.

Auch Adams ritt mit ihnen; er sollte auf Mattenheim zur Thätigkeit angeleitet werden.

Die Frauen waren allein mit Professor Einsiedel und dem Major, der mehr als je sich bei ihnen aufhielt.

Die Villa war still und leer, viele Diener waren entlassen, nur die Gärtner hatte man behalten.

Manna wohnte im grünen Hause, sie trug schwarze Trauerkleider, ihr dunkles Auge erschien noch größer; sie wollte von der Gemeinschaft der Menschen draußen nichts mehr wissen; sie lebte wie eine jüngere Schwester in ständiger Gesellschaft Claudinens, mit der sie las, musicirte und nach den Sternen sah. Sie schrieb einst an Erich nach Mattenheim: jene Anmerkung seines Vaters über eine Frau, die in der Trauerzeit die Musik von sich gewiesen, passe nicht auf sie; sie fühle eine Art Erlösung im Reich der Töne, noch mehr als im Ausblick zu den Sternen.

Siebentes Capitel.

Ein frisches Leben war auf Mattenheim; der Tag begann früh und endete früh. Alles war voll Arbeitsamkeit, Erich arbeitete in der Pulversabrik, die ein Sohn Weidmanns eingerichtet hatte, selbst Adams, der

sah, wie Jedes sich bethätigte, konnte sich der Arbeit nicht entziehen. Er schämte sich seines Müßiggangs. Der Knecht, der ehemals Sträfling gewesen, mußte ihn pflügen und säen lehren; auch zum Dreschen drängte er sich, aber er konnte nicht Tact halten. Am liebsten arbeitete er in der Mühle, und es war ein seltsamer Anblick, den starken Neger mit Mehlstaub bedeckt auf und ab wandeln zu sehen. Daneben war er am Abend eifrig beim Unterricht, den ihm Knopf ertheilte.

Von allen Menschen auf Mattenheim war Knopf der Glückliche. Was hatte er auch nicht Alles? Weidmann, den er verehrte, Erich, den er hoch hielt, Roland, den er schwärmerisch liebte, und einen Fürsten und einen Sklaven, die er unterrichtete. Ja, Fürst Valerian mußte es sich gefallen lassen, neben Adams unterrichtet zu werden; denn während dieser Schönschriften machte, setzte der Fürst seine Studien in Geschichte und Mathematik fort.

Den Tag über war man in jeglichem Wetter auf freiem Felde beschäftigt; es wurden Vermessungen vorgenommen, vor Allem in der nun angekauften Domäne; die Wälder wurden durchforstet und es gab gute Jagden, bei denen sich Roland mit großem Geschicke hervorthat.

Weidmann war besonders glücklich, daß er den Plan ausführen konnte, ein neues Dorf auf der vom Staate angekauften Domäne anzulegen. Er belehrte die jüngeren Männer, daß Weinbau ohne Ackerland einen unsichern Hausstand gebe, nicht nur durch Fehljahre, sondern auch dadurch, daß der kleinere Weinbauer, der

im Herbst verkaufen muß, für sein geringes Wachstum weniger erhält; ein Bauer, der Weizen oder Kartoffeln zu verkaufen hat, bekommt für das kleine Erträgniß denselben allgemeinen Preis, den Andere für ein großes bekommen; nicht so aber ist es beim Weinverkauf.

Knopf hat beständig, man möge ja nicht eines jener langweiligen Colonisten-Dörfer bauen in gerader Linie; der Architect tröstete ihn, indem er zeigte, daß der Bach durch seine Krümmungen und die anzulegende Kirche auf einer Anhöhe eine künstlerische Gruppierung gebe.

Holand ging so zu sagen von Hand zu Hand, denn Jeder der Söhne Weidmanns nahm ihn auf Stunden und Tage mit und Jeder hatte seine Lust, ihm das Beste mitzutheilen, was er wußte.

Weidmann hatte ein beständiges, zuverlässiges Gleichgewicht, so daß jede stürmische Bewegtheit eines Andern davor zurückwich; er hatte Würde ohne Schwerfälligkeit, er hatte ein ruhiges festes Maß für alle Dinge. Er registrirte einen Fehler, ein Mißgeschick, in allgemein politischen wie in Privat-Angelegenheiten, mit mannhafter Ruhe, ohne sich beirren und entmuthigen zu lassen.

Ein Strom, der so klar ist, daß man dessen Grund sehen kann, erscheint weniger tief als er ist, und so war es auch bei Weidmann. Er hatte weniger Geistreiches, er war einfach sachlich.

Der Abend jedes Tages hatte seine feierliche Weihe; der Feierabend, der leider aus unserer Welt verschwindet, stand hier noch in voller Geltung. Hier war das frische Leben des productiven Reichthums.

Frau Weidmann, die Tages über wohl sauber und nett, erschien am Abend gesellschaftsmäßig gekleidet. Man betete auf Mattenheim nicht, aber Weidmann hatte eine eigene Andacht des Geistes, die sich bei vielen Lebensereignissen kundgab.

Biel Heiterkeit erregte Fürst Valerian; er hatte die Wißbegierde, die er schon am ersten Tage auf Wolfsgarten bekundete, noch immer behalten, und so unermülich der Fürst im Fragen, so unermülich war Weidmann im Antworten.

Jetzt stand Roland in einer Gemeinschaft, er hörte Antworten auf Fragen, die er nicht selbst gestellt; und wie er zuerst diese Fragen sich innerlich erneuern mußte, so drangen auch die Antworten erwecklicher in seine Seele als diejenigen, die er ehemals selbst gefordert hatte.

Wenn man aus dem Felde, von den Fabriken, den Bergwerken und der Domäne heimkam, konnte man im Antlitze der Frau Weidmann sehen, ob ein Brief aus Amerika da war.

Von Doctor Fritz kamen oft Briefe und die höchste Freude war es, wenn auch Lilian dazu schrieb.

Knopf hatte seine heimliche Dichterlust, der Stillvertraute einer romantischen Liebe zu sein.

Weidmann sprach es geradezu aus, daß jetzt ein Gewitter über der Welt heraufziehe, und er hoffe, daß das in Amerika losbrechende auch die Luft in Europa reinige.

Knopf, hierdurch ermuntert, erzählte, wie man Ludwig XII. vorgestellt, daß man die wilden Völker nicht bekehren könne, man müsse sie vorher zu Sklaven

machen, dann könne man sie zur Kirche bekehren; man bekehrte sie nun zur Kirche und vergaß nur die Kleinigkeit, sie dann aus der Sklaverei zu befreien.

Frau Weidmann war sehr unwillig, daß man Derartiges vor Roland erörterte, aber sie tröstete sich, daß ihr Mann gewiß seinen wohlbedachten Zweck habe.

Und in der That war es die Absicht Weidmanns, Roland voll und ganz in diese Frage zu führen. Er kannte die Sophistik der Welt und wußte, wie leicht ein bedrücktes Gemüth derselben zugänglich ist; hatte er ja auch in der Handelsstadt vernommen, daß selbst menschenfreundlich Gesinnte die Sache des Sklavenhandels mit allerlei Beschönigung betrachteten. Roland sollte den ganzen Schmerz haben, um nach seinen Kräften die ganze Versöhnung zu bewirken. Mit einer ihm sonst fremden Heftigkeit sprach er seinen Unmuth aus, daß man eine Verechtigung dafür finden konnte, einen mit Sprache und Vernunft begabten Menschen als Sache zu behandeln.

So lebte man auf Mattenheim geraume Zeit in allseitiger Bewegung. . .

Die rheinische Gastfreundschaft war auf Mattenheim noch volle Wahrheit. Der Banquier kam und war erfreut, Roland so frisch thätig zu finden. Auch Professor Crutius kam. Er näherte sich Roland freundlich, dieser aber hielt sich entschieden von ihm fern.

Knopf, der ein Studiengenosse des Professor Crutius war und ihn nach Villa Eden empfohlen hatte, kündigte Crutius förmlich seine Freundschaft auf; er hätte Sonnenkamp um der Kinder willen schonen müssen.

Weidmann dagegen, der die Art, wie Crutius verfahren, ebenfalls mißbilligte, aber die streng politische Haltung des Mannes hoch achtete, behielt ein freundliches Verhältniß zu ihm.

Durch Crutius und seine Mittheilungen über die Zustände der neuen Welt wurde nun sehr eifrig besprochen, wie ein großer, langer und entscheidender Kampf zwischen Freiheit und Knechtschaft bevorsteht.

Crutius konnte aufs Neue und aus eigener Wahrnehmung bestätigen, daß die Südstaaten reichlich mit wohlgeschulten Officieren versehen seien, denn an der Kriegsschule zu Westpoint, wo er ehemals Lehrer gewesen, waren weit mehr Jüglinge aus den südlichen, als aus den nördlichen Staaten. Wird die Union zersprengt, siegen die Sklavenhalter, dann ist die Sache der Freiheit ins Mark getroffen.

Nach der Abreise des Professor Crutius bemerkte man an Roland eine stille Schwermuth. Er that, was man von ihm wünschte, aber stundenlang konnte er starr dreinschauen. Weber zu Weidmann, noch zu Erich gab er kund, was in ihm vorging; nur gegen Knopf äußerte er seine Beklommenheit, aber Knopf mußte ihm geloben, sonst Niemand Mittheilung zu machen.

Roland hatte vernommen, daß Doctor Fritz der erbittertste Feind seines Vaters sei.

Wie eine verschüttete Flamme, die plötzlich vielzackig aufzüngelt, so ging aufs Neue aller Schmerz in Roland auf. Der Schmerz um die That des Vaters, um seine Flucht und die Entführung Bella's, während

die Mutter noch lebte; der Tod der Mutter und das traurige Erbe — das Alles wirrte sich durch einander und die einzige freie Erlösung war vernichtet. Lilian ist die Tochter eines der erbittertsten Feinde seines Vaters und er selber, wenn es zur Entscheidung kam, sollte er im feindlichen Heere seinem Vater gegenüber stehen?

Achtes Capitel.

Das große Geseß unserer Zeit, daß alles Leben als einheitliches empfunden wird, machte sich nirgends stärker und nachhaltiger geltend, als in dem thätigen Hause auf Mattenheim. Weidmann hielt sein Denken auf die Bewegung in der neuen Welt gerichtet, und der Jüngling war durch sein Schicksal damit verbunden.

Mit Begierde las Roland die Schriften und Zeitungen, in denen die sogenannte Sklavenfrage erörtert wurde. Doctor Fritz schrieb in unzufriedenem Tone über Lincoln; er fürchtete, daß der Mann so lauterer Charakters und so grundmäßigen Glaubens an die Güte der Menschen nicht entschieden genug gegen die Junker der Südstaaten vorgehen werde.

Roland hörte hier die Sklavenhalter immer Junker nennen, und Weidmann erklärte ihm, daß dies der vollkommen deckende Ausdruck sei. Die Sklavenbesitzer wollten nur den sogenannten noblen Passionen leben; für den Lebensunterhalt, ja für den Luxus sollten andere Menschen arbeiten. Das ist das correcte Junker-

thum. Denn es sieht die Arbeit als etwas Erniedrigendes und Entwürdigendes an, während Arbeit allein der Adel des Menschen ist.

Roland las jetzt zum ersten Mal „Onkel Toms Hütte“; er weinte Thränen darüber, aber bald richtete er sich auf und fragte:

Was ist das? Den Gepeitschten und Mißhandelten an Vergeltung im Jenseits weisen, wo der Herr des Sklaven gezüchtigt und der mißhandelte Sklave erhöht wird? Wer gibt die erlittene Qual zurück? Ist das nicht wie damals beim Krieger? Wer entschädigt ihn für die Gefangenschaft, die er leiden mußte, um dann als unschuldig erkannt zu werden?

Ganz anders war die Wirkung des aus gediegener Vorbereitung entstandenen Buches von Friedrich Kapp, „Geschichte der Sklaverei in Amerika,“ dessen Erscheinen eben jetzt wunderbar mit den Ereignissen zusammen traf.

Anfangs konnte der Jüngling nicht fassen, wie man sachlich und rein geschichtlich eine so empörende Thatsache darstellen könne; bei einer Stelle aber schrie er unwillkürlich laut auf, denn es hieß:

„Die Rheber der Sklavenschiffe sind fast sämtlich Ausländer, Spanier und Portugiesen, leider auch“... hier folgte ein Gedankenstrich, und dieser Gedankenstrich war wie ein Dolch... „leider auch — Deutsche!“

Zum ersten Mal wurde Roland auch an Benjamin Franklin zweifelhaft.

Er las, daß Franklin zwar den Vorsitz in der abolitionistischen Gesellschaft zu Philadelphia geführt, aber auch er wie die anderen Helden des amerikanischen Be-

freiungskampfes hatten sich in der Bemühung, die Einheit zu schaffen, bei Gründung der Union mit dem Gedanken getröstet, daß in einem Menschenalter durch Zunahme der freien Arbeit die Sklaverei aufhören und erlöschen werde.

Ihre Hoffnung hatte sich nicht erfüllt und jenes Wort Theodor Parkers erneuerte sich schmerzlich:

„Alle großen Urkunden der Menschheit sind mit Blut geschrieben worden.“

Vor einem Bild von Ary Scheffer, das in der Wohnstube hing, stand Roland oft nachdenklich, es war die Anbetung des Jesuskinds. Darauf ist ein Neger, eine tiefrührende Gestalt, der die gefesselten Arme dem tröstenden und befreienden Erlöser entgegenstreckt. Zwei Jahrtausende streckt dieser Stamm dem erlösenden Menschheitsgedanken die gefesselten Arme entgegen. — Warum ist das bis jetzt so geblieben?

Roland fielen die Verse von Goethe ein, er wiederholte sie zu Weidmann und dieser sagte:

„Das Erbtheil des freien Menschen ist, daß er Niemand ganz und in Allem als vollkommen vor sich sehen kann. Aehnlich wie Goethe es thut, rühmen sich die Amerikaner selber, daß sie keine mittelalterlichen Zustände zu überwinden hätten, und sie haben doch das Erbe der Sklaverei, das Manche sogar als den natürlichen Zustand der arbeitenden Classe erklären.“

Weidmann gab Roland die Rede zu lesen, die Abraham Lincoln im Cooper-Institute zu Newyork gehalten.

Roland mußte sie laut vorlesen, seine Stimme stockte, sein Ton war schmerzlich bewegt, als er las:

„Und würden wir auch unsere Stimmen aufopfern, Republikaner, Ihr könnt sicher sein, die Demokraten werden es hierbei nicht bewenden lassen. Wir dürfen nicht einmal stille sein. Wir müßten aufhören, die Sklaverei ein Uebel zu nennen, mir müßten ihre Berechtigung laut und unbedingt zugeben. Die Constitutionen aller unserer freien Staaten müßten abgeändert, und was immer in ihnen der Sklaverei widerspricht, ausgestrichen werden.“

Da die Südlichen vorgeben, die Sklaverei sei eine moralische Einrichtung, welche die Menschheit erhebe, so müssen sie folgerichtig darauf ausgehen, daß sie allgemein als ein sittliches Recht, als ein socialer Segen anerkannt und auch allenthalben eingeführt werde.

Unser Pflichtgefühl fordert uns auf, solch einem Verlangen entgegen zu treten. Wir müssen an unserer Pflicht festhalten und jede schlechte Zumuthung mit ganzer Kraft und ohne alle Rücksicht zurückweisen. Weg mit dem sophistischen Gerede von einer Vermittlung, von einem Halbweg zwischen Gutem und Bösem! Hieße das nicht eben so viel als nach einem Mann forschen, der weder todt ist noch lebendig? Fort mit der Staatsweisheit „was gehts Euch an,“ über eine Frage, die alle Menschen angeht. Kerker dürfen uns nicht erschrecken. Halten wir fest an dem Glauben: Recht gibt Macht. In diesem Glauben laßt uns handeln wie die Pflicht es gebietet bis zum Ende unserer Tage.“

Thränen traten Roland in die Augen, er sah zu dem Bilde auf, wo der gefesselte Neger seine Hände emporstreckt, und in ihm sprach es: Du wirst erlöst.

Neuntes Capitel.

Die Bienen, die wir aus Europa mitgebracht, fliegen jetzt in den Frühling hinaus . . . schrieb Lilian aus Newyork.

Auch auf Mattenheim nahte der Frühling mit Macht. Die Arbeit in Feld und Wald drängte sich, Sonnenschein und Hagelschauer wechselten in rascher Folge, aber die grüne Saat erquickte das Auge.

Von Mattenheim aus gingen Einladungen an die Freunde zu einem Abschiedsfeste für Fürst Valerian, der in seine Heimat zurückkehren wollte. Zuerst kamen von Villa Eden die Professorin, Claudine und Manna, mit ihnen der Major und Professor Einsiedel.

Manna und die Professorin fanden freundlichen Anschluß an Frau Weidmann und deren Schwiegertöchtern. Es war ein Leben im Hause so voll und reich durch alle Altersstufen, daß es einem Jeden das Herz erquickte.

Die Frauen von Villa Eden wurden zu vielen Betrachtungen und Selbstprüfungen erregt, da sie hier ein immer thätiges Wesen sahen; denn im Hause war bei aller Geschäftigkeit ein gelassener festgeordneter Gang und ohne sich mit Gedanken abzuplagen, erfüllte Frau Weidmann den Kreis ihrer Pflichten. Sie war stolz darauf, das ganze Haus und besonders die großen Einmachgläser zu zeigen, wo nicht nur Borrath für ihre eigene weitverzweigte Familie war, sondern auch für die Armen, die für nichts vorsorgen konnten. Freilich klagte sie auch, daß sie nicht Zeit genug auf

ihre Fortbildung verwenden könnte, aber lächelnd setzte sie hinzu, es gehe ihr da, wie in ihrem Pflanzengarten; sie vertreibe dort die Vögel, denn entweder müsse man auf Salat und Strauchbeeren, oder auf Vogelfang verzichten.

Alle waren erstaunt, als sie hier von der großen Bewegung hörten, die in der neuen Welt vorging, denn mit einem Briefe Lilians waren auch Zeitungen angekommen und Weidmann sagte, daß in diesem herankommenden Sommer die größte Entscheidung unseres Jahrhunderts, ja vielleicht die der ganzen modernen Geschichte vor sich gehe. Wenn es möglich ist, die Union zu zersprengen, dann wäre die Freiheit und Humanität, an der wir Alle arbeiten, in so großem Maße geschädigt und zurückgeworfen, daß die kleine Arbeit des Einzelnen davor verschwindet.

Lina kam mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam, auch der Doctor mit seiner Frau kam; er brachte die alle Anwesenden bewegende Nachricht, daß Francken in das päpstliche Heer eingetreten sei.

Man versammelte sich endlich zu dem großen Mahle, das ein Abschiedsfest für den Fürsten Valerian sein sollte.

Weidmann, der obenan saß, brachte den Trinkspruch auf den scheidenden Freund aus. Nachdem er dessen Wißbegierde und Eifer für die Mitmenschen betont, führte er aus:

„Zwei Dinge kämpfen in der Welt mit einander: Egoismus und Humanität. Je mehr Du Anderen in Liebe dienst, um so freier bist Du; je mehr Du Dich hingibst, um so reicher bist Du in Dir. Wir arbeiten

an der Befreiung unsrer Mitmenschen. Auf Berechnung allein stellt sich keine Befreiung. Wo die Liebe nicht mitwirkt, die Selbstlosigkeit, wird kein Dauerndes geschaffen. Erwerbsucht und Genußsucht drängen sich vor, als wären sie allein der Charakter unserer Zeit. Wir aber rufen: groß ist unser Jahrhundert! Europa mit seiner alten Cultur, seinem untergehenden Adel, strebt danach, alle Menschen zur Arbeit zu verpflichten, das russische Reich und Amerika die Menschen zur freien Arbeit zu erlösen. Seit ich die große Jahrtausendwelle auf mich eindringen sehe, seitdem lebe ich froh und in heiliger Zuversicht. Den Glaubenssatz versteht Jeder nach seinem eigenen Sinn, wie ihn Jeder in seiner ihm allein angehörenden, im letzten Ton unnachahmlichen Stimme spricht. Die That, die gerechte, die schöne, die freie That allein kann nicht gedeutet, nicht mißverstanden, vom Einzelnen nicht verändert werden; wir können keinen Bund der freien That stiften, denn die freie That gehört Jedem allein.“

So ziehe nun Fürst Valerian in fremde Lande als Genosse der freien schönen That.

Noch während man bei Tische saß, kam ein Brief des Professor Crutius, worin dieser Herrn Weidmann mittheilte, daß nach so eben bei der Redaction eingetroffenen überseeischen Correspondenzen der Krieg in Amerika ausgebrochen sei.

Tief bewegt verkündete Weidmann diese Nachricht der Gesellschaft.

„Ich ziehe in den Krieg!“ erhob sich Roland. Sein Angesicht leuchtete, sein Auge glühte. Alles schaute auf

ihn, Niemand schien ein Wort zu wagen; endlich sagte Weidmann:

„Es ist Ihr Schicksal, Ihre Pflicht.“

„Könnte ich mit Dir ziehen!“ sagte Erich.

„Du kannst, Du sollst!“ fiel Manna ein.

„Ich? Und Du, Manna?“

„Ich ziehe mit Dir; ich ziehe mit Euch.“

Roland fiel seiner Schwester um den Hals und rief:

„Manna, Du bist eine Heldenfrau. O meine Schwester! O Erich! Wir Alle setzen uns ein! Jetzt ist die Befreiung da.“

„Ich habe das kommen sehen,“ sagte die Professorin. „Wer darf es wagen, Euch zurückzuhalten?“

Knopf hatte Adams herbeigerufen, der laut aufjauchzte, die Fäuste ballte und rief:

„Ziehen wir alle . . . alle!“

Man umarmte einander, wie wenn eine Erlösung über die Welt gekommen wäre.

Als man sich wieder ruhig niedergesetzt hatte, sagte Manna leise zu Erich:

„O Erich! Und der Vater im feindlichen Lager, und sein Sohn ihm gegenüber . . .“

Erich beruhigte sie, indem er erklärte, daß er in die von Sonnenkamp bezeichnete südstaatliche Zeitung mit Worten, die nur Sonnenkamp verstehe, die Anzeige gebe, daß Roland in das amerikanische Landheer eintrete, in der Zuversicht, daß er dann nicht seinem in der Marine kämpfenden Vater gegenüber stehe.

Es schien ganz vergessen, daß man zu einer Abschiedsfeier des Fürsten Valerian zusammengekommen

war. Dieser erhob sich und sagte, daß er die hochgehende Stimmung der Freunde, die er zurücklasse, nicht unterbrechen wolle; er werde es in der Seele mitnehmen, welche dem Reinen lebende Menschen in einem Hause auf der rheinischen Hochebene athmen, und das Gedenken als ein Heiligthum für sein ganzes Leben auch in weiter Ferne bewahren. Er wußte darauf hinzudeuten, daß es Momente im Leben gibt, die wie ein Aufbrechen der Blüthe seien, die sich lange und still in der Knospe vorbereitet. Und wie jetzt draußen in der Natur Alles aufbreche, so sei es ihm ein Glück, Erich und Manna nun als Ehegatten zu wissen, die sich entschließen, vereint dem Kampfe um die reine Menschlichkeit sich zu Gebote zu stellen.

Der Fürst sprach mit bewegter Stimme, und Alles war bewegt, da er zuerst laut ausgesprochen hatte, daß Erich und Manna nun ihre Hochzeit feiern.

In die aufs Höchste gespannte Gemüthsspannung Aller kam eine gewisse Beruhigung und Ablenkung, als Knopf nun ein Abschiedsgedicht vorlas; es war viel Lustiges darin, die ganze Tischgenossenschaft lachte, während einem Jeden das Herz erbehte.

Man stand auf. Lina mußte noch ein Abschiedslied singen, und fröhlich fuhr Fürst Valerian dahin, von Knopf bis zur Eisenbahn begleitet.

Die Männer umstanden Erich, die Frauen waren bei Manna, die in sich erschauernd, die Augen niederschlagend, mit in einander gelegten Händen da stand; Roland ging von einer Gruppe zur andern, bald sprach er zu Manna, bald zu Erich. Es wurde beschlossen,

daß die Professorin, Claudine, Lina und Manna im Geleite Rolands und des Professor Einsiedel nach der Villa zurückkehren und andern Tages auch Erich mit den Männern dahin kommen sollte, wo alsdann Weidmann die bürgerliche Trauung, die seines Amtes war, vollziehen werde.

Behntes Capitel.

Ein heller Frühlingstag war aufgegangen. Manna stand in bräutlichem Schleier in ihrem Zimmer bei der Professorin und Claudine; sie sprach kaum ein Wort. Lina brachte den frischen Myrtenkranz; sie war voll Jubel und mußte sich zurückhalten, ihre übermüthige Stimmung zu beherrschen.

Der Major und Professor Einsiedel traten ein und holten Manna zur Trauung ab. Im Musiksaale, den die Gärtner nach der Anordnung Lina's reich geschmückt hatten, harreten ihrer Erich, der Doctor, der Landrichter und Weidmann, der heut zum Zeichen seines Bürgermeister-Amtes die goldene Kette auf der Brust trug. Erich ging Manna entgegen, sie reichte ihm die Hand, er führte sie an den mit Blumen bestellten Tisch, hinter welchem Weidmann wartend stand.

Als Manna ihren Namen schrieb, sank sie fast zusammen: sie schrieb „Manna“ und sah sich um und fragte leise:

„Wie soll ich schreiben? Sonnenkamp oder Bansteld?“

Sie legte ihr Haupt mit dem Myrtenkranz an die

Brust Erichs, der ganze Schmerz ihres Lebens drängte sich in diesen einen Augenblick zusammen.

„Schreibe beide Namen,“ sagte Erich leise. „Künftig hast Du den meinen.“

Sie schrieb, dann erhob sie sich und sagte:

„Nun ist das Letzte geschehen. Hier verspreche ich Dir, Erich, nie mehr soll Derartiges mich überwältigen. Mit Dir, mit Deinem Namen beginnt mein neues Leben.“

Weidmann segnete das Paar ein. Er begann mit seinem Satze:

„Ich verstehe nicht, wie die Menschen es fertig bringen, nicht an Gott zu glauben. Ihr seid durch den Allgeist, den wir erkennen, so wundersam zusammengefügt.“

Er legte in kurzen Worten dar, was es heißt, jetzt, auf der Schwelle einer großen weltgeschichtlichen Entscheidung, mit dem Entschlusse, sein Leben dafür einzusetzen, sich zu vereinen.

Erich legte den Trauring an die Hand Manna's.

Dann ging er mit ihr in den Garten, und sie saßen dort an jener Stelle, wo sie sich den ersten Kuß gegeben; um sie her duftete der Frühling und die Nachtigall sang.

Am Mittag fuhren Erich und Manna rheinabwärts.

Es war Abend, als sie mit einander auf der Burgruine saßen und hinab schauten auf das Kloster. Erich erzählte, wie er an jenem Abend, da er Manna zuerst gesehen, hier einsam in einer Herzbeugung gefessen, die er nicht bemeistern konnte. Leise sagte Manna:

„Dort — dort wollte ich bleiben mein Lebenslang, mich opfern zur Sühne für die schwere That. Jetzt bringe ich mehr, unsäglich mehr als Opfergabe. Ich nehme auf mich das schwerste Frauenloos, zu harren und zu warten, ob die Kämpfer lebend heimkehren, oder ob wir sie todt unter erschlagenen Feinden suchen müssen. O Erich, daß ich Dich von dieser Stunde an mein nennen darf, macht mich glücklich, wie es mehr nie ein Menschenkind auf Erden war.“

Sie hatte heute keine Thräne vergossen; jetzt weinte sie. Es gelang Erich, sie zu beruhigen.

Still gingen sie Hand in Hand den Berg hinab. Der Mond stand über dem Rheinthale und glitzerte auf dem Strom und schimmerte auf Baum und Busch, wo die Knospen leise sprangen und die Nachtigall unermüdetlich schlug; in Wonne lebte die Welt.

Elftes Capitel.

Zur Hochzeit von Lina und dem Architekten waren Manna und Erich noch einmal fröhlich mit den Fröhlichen. Als sie nach Villa Eden zurückkehrten, war ein Besuch eingetroffen. Der Banquier war mit seiner Schwiegertochter gekommen, die die Schwester Rolands und die Schwiegermutter kennen lernen wollten. Die drei Frauen schlossen schnell jene Freundschaft, die sich auf Grundlage schöner und freier Bildung aufbaut. Sie gingen nach dem Treibhaus, ein würziger Duft-

strom wallte ihnen entgegen und hielt sie umflossen, und das Auge ward erquickt von den vielfarbigen neu entfalteten Blüthen.

Da kam der Major mit Fräulein Milch und sein erstes Wort war, zu Manna gewendet:

„Frau Hauptmann, ich stelle Ihnen hier die Frau Majorin vor.“

Er ließ die erstaunten Frauen stehen und holte die Männer herbei, dann sagte er, daß er bereit sei, dem Andringen der Freunde nachzugeben, die Villa zu bewohnen und Alles in Stand zu halten, und daß Fräulein Milch sich bereit erklärt habe, nun ihre Verhüllung zu lösen; der freie und schöne Entschluß Manna's habe auch den Bann von Fräulein Milch genommen, er bitte die Freunde, die Geschichte anzuhören, die sie erzählen werde.

Man setzte sich und Fräulein Milch erzählte:

„Sie, Herr Professor, sind ganz wie mein Vater; er war auch ein Gelehrter, aber in anderem Gebiet. Sie haben viel von seinen Gewohnheiten. Sie, Frau Professorin, die mich geehrt, bevor Sie mein Leben kannten, und Sie, Frau Hauptmann, die mir, nach Befiegung schweren Vorurtheils, reiche Liebe zugewendet, sollen mich nun kennen. Sie aber,“ wendete sie sich an den Banquier, „Sie werden meine Lebensgeschichte noch am besten verstehen, denn Sie sind ein Jude, wie ich eine Jüdin.“

Sie hielt inne.

Alle schwiegen. Fräulein Milch fuhr fort:

„Ich bin die Tochter eines jüdischen Gelehrten.

Mein Vater war ein Mann, edel und fromm, er galt als scharfsinniger Gelehrter, aber im Leben war er kindlich unbefangen und sogar unbeholfen. Er las in den heiligen Büchern vom Morgen bis zum Abend.

Meine Mutter, die aus einem vermögenden Hause stammte, hatte nach dem Willen ihrer Eltern meinen Vater um seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit willen geheiratet; sie war voll Anbetung für meinen Vater.

Die Stille und Gleichmäßigkeit, die ruhige Sättigung, die in meinem elterlichen Hause herrschte, wie die Armen gespeist wurden, wie das ganze Leben nichts war als die Pause von einem Gottesdienst, von einem Fest zum andern, das können nur Sie — sie wendete sich wieder zum Banquier — „nur Sie allein ermessen. Ich selber muß mich oft darauf besinnen, wie auf einen Traum.

Im Winter, wenn die Gemeinde zu meinem Vater in sein Studirzimmer kam zum gemeinsamen Gebete, da er nicht ausgehen durfte, hörte ich nach Vollendung des Gebets auch von Weltbegebenheiten sprechen.

Was wußten wir von der Welt?

Die Beamten, die Soldaten da draußen, denen gehörte die Welt, sie erschienen mir als Wesen, die in einem Märchenreich sich bewegten, in das man nicht kommen kann.

Mein einziger Bruder war ein schöner Mensch, er hatte Aehnlichkeit mit dem Herrn Hauptmann Dournay und er ward der Freund des bei uns einquartierten jungen Tambours Grafler. Er ehrte den Vater, wir gewannen ihn bald lieb. Der Tambour mußte weiter

ziehen. Ich weiß noch als wäre es heute, ich stand an der Treppe, ich hielt eine Kugel des Geländers, die sich drehen ließ, in der Hand und spielte damit, da sagte der Tambour zu mir: Ja, Rosalie, wenn Du groß bist und ich Officier geworden, da komme ich wieder und hole Dich.

Er ging davon und trommelte, und ich hörte aus dem Trommeln heraus immer die seltsamen Worte und stand an der Treppe und drehte die Kugel und die ganze Welt drehte sich mit mir. Aber ich bitte, ich werde zu weitläufig.“

„Nein, erzählen Sie nur so ausführlich, als Sie wollen.“

„Nun also, sie zogen in den Krieg, mein Bruder fiel; Conrad kam zurück, er war Fähnrich geworden, er brachte dem Vater das kleine Gebetbuch meines Bruders, durch dessen Decke und Blätter eine Kugel gegangen war. Mein Vater, meine Mutter und ich, wir saßen sieben Tage trauernd auf der Erde; Conrad kam und setzte sich zu uns. Dann saß mein Vater wieder unter seinen heiligen Büchern, aber während er sonst nur leise vor sich hinsummte, sprach er jetzt die Worte laut und heftig; er schien die Gedanken bezwingen zu müssen, die sich nach dem Sohne hindrängten.

Die Zeit heilte allmählig den Schmerz. Der Bruder ruhte längst, wer weiß wo, im Grabe, Conrad war nach der Heimat zurückgekehrt. Ich war siebzehn Jahre alt, wir hatten das Osterfest gefeiert und mein Vater sprach über die wunderbare Befreiung aus der Sklaverei,

deren Gedächtniß wir zu Ostern feiern, und klagte über den Druck, unter dem wir jetzt noch seufzen.

Erst spät hatten wir uns zur Ruhe begeben. Ich schlief in der Kammer neben meinen Eltern. Da hörte ich, wie mein Vater zur Mutter sagte:

Was sind wir Juden doch so armselig dran! Da ist der prächtige Mensch, der getreue, herzgute Conrad Graßler wiedergekommen. Er hat es bis zum Hauptmann gebracht und sie haben ihn als Major pensionirt, und da kommt er nun und hält um unsere Rosalie an. Wenn der gute Mensch von unserm Glauben wäre, wie gern gäbe ich ihm mein Kind! Ich könnte mir keinen besseren Mann für sie wünschen. So aber kann es doch nicht sein, und Gott soll mir die Sünde verzeihen über Alles, was ich gedacht habe.

Das hörte ich in der Kammer im elterlichen Hause; im Geiste war ich schon auf und davon, in der Welt draußen, wo die Beamten lebten, die Soldaten und alle die, denen die weite Welt gehört.

Mein Vater hätte nichts gegen Conrad, wenn das Eine nicht gewesen wäre . . . so sprach es in mir die ganze Nacht. Und am Morgen, als Vater und Mutter in der Synagoge waren, saß ich mit meinem Gebetbuch allein . . . hier ist es, es ist ein Andachtsbuch für Frauen, von meinem Vater verfaßt . . . aber meine Gedanken waren nicht dabei. Ich war allein im Hause, auf der Gasse sah man Niemand. Die ganze Gemeinde war in der Synagoge. Ich setzte mich in die Mitte des Zimmers, ich wollte nicht durchs Fenster sehen, denn gewiß geht Conrad vorüber.

Wie wunderbar, daß er gehalten, was er mir als Kind versprochen. Wie ist er geworden? Wie wird er mich finden?

Da, ich weiß nicht, wie es kam, stand ich doch am Fenster und schaute hinaus; ich sehe Conrad, ich ziehe mich vom Fenster zurück, aber es kommen Schritte die Treppe herauf. . . mein Herz klopft zum Zerspringen.

Ich erzählte Conrad, was mein Vater in der Nacht zur Mutter gesagt.

Mein Vater kam aus der Synagoge zurück und nie habe ich schwereres Leid empfunden, als da er mir segnend die Hand aufs Haupt legte, wie das Brauch bei uns ist. Ich wollte die Festesfreude nicht stören, erst nach dem Feste — ach, ich habe ihm die ganze Freude des Lebens zerstört, es gab kein Fest mehr für ihn — entfloh ich mit Conrad. Ich redete mir ein, mein Vater würde uns seinen Segen geben, wenn er sähe, daß es nicht mehr anders möglich sei. Wir schrieben an ihn, er antwortete nicht; durch einen Freund ließ er uns sagen, er habe zwei Kinder gehabt, die seien gestorben; er bitte und bete, daß es ihnen in der andern Welt gut gehen möge. Dann ließ er mir weiter sagen: Du suchst Ehre vor der Welt und um dieser Ehre willen hast Du Deinen Vater verlassen. Ich schrieb ihm zurück und gelobte heilig, daß ich keine Ehre vor der Welt wolle; ich versprach, die Geringschätzung, die Schande der Welt auf mich zu nehmen, und — das habe ich gehalten bis auf den heutigen Tag. Wir ließen uns bürgerlich trauen, vor der Welt aber verzichtete ich auf alle Ehre.

Conrad bekam bald die Nachricht, daß meine Mutter gestorben war, auch der Vater folgte ihr nach wenigen Monaten. Ich erhielt ein kleines Erbe; ich habe lange Zeit in Schmerz um meine Handlungsweise gegen meine Eltern gelebt. Conrad, der selber darunter litt, tröstete mich mit der ganzen Güte seines Herzens. Ich war einmal auf dem Grabe meiner Eltern, unerkannt, in der Nacht. Wenn es eine schwere Buße giebt, ich ertrug sie, daß ich bei Nacht, mich vor dem Blicke der Menschen fürchtend, auf dem Grabe meiner Eltern sein mußte. Und doch gewann ich von dort eine Erleichterung. Ich hatte wenigstens die Kraft, vor Conrad meinen Schmerz zu unterdrücken. Conrad und ich zogen nach dem Rhein. In einem Dorfe am Niederrhein lebten wir zwölf Jahre, verborgen vor aller Welt, in uns glücklich. Wir bedurften nichts von der Welt als uns selbst. Niemand kannte uns. Ich besuchte die Kirche, ich hatte das Verlangen, gemeinsam mit Menschen zu beten. Während die Orgel brauste und ein mir fremder Gottesdienst gefeiert wurde, saß ich allein und betete in dem Gebetbuch, das mein Vater verfaßt, und in dem andern, das mein Bruder im Felde gehabt und das an seinem Herzen geruht hatte, bis es nicht mehr schlug. Ich war keine Fremde mehr, denn da waren Menschen neben mir, die zu demselben Geist beten, den auch ich anrufe, und dieser Geist wird wissen und zurecht legen, warum die Menschen in so verschiedener Weise sich zu ihm wenden.

Wir zogen hieher. Wie ich hier lebte, wissen Sie. Auch beim Umzuge wollte Conrad, daß ich meine

Ehrenstellung einnehme, aber mir war es lieber, nicht Frau Majorin zu heißen; es war mir eine Buße und Kasteiung, weil ich doch meine Eltern und die Meinen verlassen hatte; wir lebten in der Treue, in Einigkeit. So haben wir gelebt und nun glaube ich, meine Schmerzen haben mich entführt, ich bin frei.“

„Sie sind es,“ riefen der Banquier und Professor Einsiedel wie aus Einem Munde.

Manna umarmte die Majorin.

Zwölftes Capitel.

Im Wirthshaus zum Karpfen war lautes Getümmel. Der Küfer, als junger Wirth, schenkte fröhlich ein, der Krücher und der Siebenpfeifer schauten vergnüglich zu und stießen manchmal mit den gerippten Gläsern an.

Man wußte in der ganzen Gegend, daß der Küfer ein Vertrauter Rolands und Erichs war, und nun kamen junge Männer von allen Orten, die sich für den amerikanischen Krieg anwerben lassen wollten, ja, eine Deputation aus der Cementfabrik Weidmanns bat um Ueberfahrtsgeld für zweiunddreißig Mann.

Der Küfer hatte Roland berichtet, was vorging. Roland kam in das Wirthshaus zum Karpfen und legte den Männern dar, daß er nur drei junge Aerzte — für einen derselben war der Banquier eingetreten — mitnehme, daß er aber sonst Niemand veranlasse, mit ihnen zu gehen.

Von Krischer geleitet, kehrte er wieder nach Villa Eden zurück, wo jetzt der Major lebte.

Der Major machte mit der Frau Majorin auch seine Hochzeitsreise; sie verweilten eine Zeit lang in dem Theile des Gartens, der Nizza genannt wurde, dann gingen sie durch den Park und auf den Hügel, wo man rheinabwärts schaute. Sehr vergnüglich sagte er:

„Nun, Frau Majorin, hier sind wir auf dem höchsten Berge der Schweiz.“

Und beim kleinen See sagte er:

„Frau Majorin, wollen Sie gefälligst den Lago maggiore bewundern.“

Durch die Treibhäuser gingen sie und der Major rief lachend, daß die Welt hier ihren schönsten Pflanzenschnuck zusammengestellt, um ihnen nicht die Mühe der Pflanzung zu machen. Er bat seine Frau, sie möge ihn entschuldigen, wenn er in den nächsten Tagen sich ihr nicht widme; es sei noch so Vieles zur Abreise zu besorgen.

Es gab in der That der Erledigungen noch viele und zuletzt mußte Erich doch manches Wesentliche Weidmann und dem Landrichter überlassen.

Bevor er abreisen konnte, mußte er seinen Abschied nehmen; er stand in der Reserve. Er erhielt auf seine Eingabe die Antwort, daß der Fürst ihn persönlich sprechen wolle. Er reiste nach der Residenz und war nicht wenig erstaunt, wie huldreich und ehrend der Fürst sich aussprach, indem er äußerte, daß er einem Manne wie Erich nicht den Abschied, sondern Urlaub auf unbestimmte Zeit geben möchte.

Erichs Stolz wurde indeß alsbald gebeugt, da der Fürst darauf hinwies, daß Erich, der nun solche Reichthümer besitze, im Lande bleiben möge.

Der Tag der Abreise, lange vorbereitet, kam doch überraschend.

Der Kammerdiener Joseph kam mit seiner Braut; man hatte ihm die Mittel gegeben, daß er ein eigenes Wirthshaus in der Residenz erwerbe. Er benahm sich indeß hier noch als der Diener des Hauses.

Der Sohn Fashbenders, der im Comptoir des Banquiers gearbeitet hatte, zog mit in die neue Welt; er wollte in das Geschäft seines Bruders eintreten, der ein bedeutender Bauunternehmer war.

Der Stumme aus der Cementfabrik, dem Roland ein Messer geschenkt hatte, kam am Abend vor der Abfahrt; er brachte Roland einen Topf, worauf in sehr unbeholfener Schrift eingegraben war: Komm wieder.

Roland bat den Sohn Weidmanns, für den Verlassenen zu sorgen. Der Stumme zog mit nach Mattenheim.

Sehr schwer ward Roland der Abschied von den Pferden und Hunden. Er hatte gewünscht, Greif mitzunehmen, aber man hatte ihm die Beschwerlichkeiten vorgehalten und er stand davon ab. Und so hielt er die Hand auf den Kopf des Hundes gelegt und sagte:

„Ja, alter Freund, kann dich nicht mitnehmen, muß noch viel mehr hier lassen als dich, weiß selbst nicht, wohin es geht.“

Der Hund sah traurig zu seinem Herrn auf.

Am Morgen war große Wallfahrt von der Villa nach der Anlande des Dampfschiffes.

Man ließ die Wagen vorausfahren, Weidmann hielt Erich, der Major Roland, und Knopf hielt den Neger an der Hand; Manna ging zwischen der Professorin und der Majorin, Claudine und Professor Einstebel waren auf der Villa zurückgeblieben. So wandelte man dahin. Manna weinte und stützte sich auf den Arm ihrer Führerin. Nach dem Kirchhof aufschauend sagte sie:

„Am Ufer dieses Stromes sind wir zu Hause, hier ruht unsere Mutter in der Erde. Ich erinnere mich einer alten Sage: die nomadischen Stämme wandern und wandern, aber wo sie ein Grab der Ihren gegraben, da müssen sie endlich bleiben und aufhören, Wanderer zu sein.“

Die Stimme Manna's stockte; nach einer Weile fuhr sie fort:

„Da stehen die Bäume, die der Vater gepflanzt . . .“
Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Als man an der Anlande ankam, fand man eine große Versammlung. Der nunmehrige Karpfenwirth und der Siebenpfeifer übergaben im Namen vieler ein Fäßchen Jungfernewein mit frischem Grün bekränzt.

Jetzt wurde der Krischer lebendig, er rechnete aus, wie viel auf jeden Mann von der Reisegesellschaft täglich komme, bis man in Newyork sei.

Erich und Manna saßen bei der Mutter und hielten ihre Hand; die Mutter sprach ihnen Trost ein und sagte:

„Griech, ichone Dein Leben . . . Solltest Du fallen um der großen Sache willen, so werde ich um Dich trauern, Dich nicht beklagen.“

„Mutter, ich habe die Zuversicht, daß ich lebend aus diesem Kampf heimkehre; und sollte ich fallen, so halte fest, ich habe das höchste Leben gelebt, durch Dich, durch den Vater und durch die Liebe meiner Manna.“

Die Mutter drückte ihm still die Hand. Dann übergab sie ihm noch das Bild von Oheim Alphons und empfahl, nach ihm und seinen etwaigen Nachkommen zu forschen.

Jetzt zeigte sich wieder die Lustigkeit des rheinischen Lebens. Der Gesangverein hatte sich mit einer Musikbande eingefunden, helle Lieder wurden in den jungen Tag hinein gesungen, vom Schiffe, das jetzt stromab kam, so zierlich und schlank, tönten Böllerschüsse, das Schiff hielt an, der Abschied war bedrängt. Griech, Manna und Roland küßten die Mutter und die Mutter rief:

„Haltet treu aus.“

Das Schiff stieß ab, da tönte ein Schrei; der Hund Greif, den der Küfer am Halsbande gehalten, hatte sich losgerissen und war in den Rhein gesprungen, dem Schiffe nach. Das Schiff hielt nochmals an, der Hund wurde herausgezogen und nun mitgenommen.

Die am Ufer Zurückbleibenden winkten, die auf dem Schiff antworteten, bis sie einander nicht mehr sahen, aber noch lange ruhte ihr Blick auf der Villa. Was wird aus dem Hause? Welche Menschen werden

dahin zurückkehren? Welch ein Leben wird sich dort aufbauen?

Jetzt aber hatten sie noch eine Ueberraschung. Es war Niemand aufgefallen, daß man den Major beim Abschiede nicht gesehen, nun kam er mit seiner Gattin aus der Cajüte. Sie begleiteten die Davonziehenden bis nach dem Niederrhein. Ein gutes Stück Heimat zog mit ihnen.

„Ja,“ sagte der Major zu Erich, „Sie wissen, ich bin Tambour gewesen . . . ich erzähl' Ihnen die Geschichte schon noch einmal . . . Wenn Sie wiederkommen, sollen Sie sie haben.“

An der Station vor der Insel stiegen der Major und seine Frau aus, hier hatten sie in der ersten Zeit ihrer Vereinigung gewohnt, hier wollten sie nun wieder einen Tag sein und den freundlichen Menschen von damals sich als Eheleute zeigen. Noch vom Kahn aus winkte der Major, er wollte ein fröhliches Gesicht machen, aber die Thränen rannen ihm über die Wangen, er beugte sich über den Kahn und seine Thränen flossen in den Rhein.

Man fuhr still dahin. Als man an der Klosterinsel vorüber kam, wiegte sich ein Flug weißer Tauben über der Insel, die Nachtigallen schlugen so laut, daß man sie durch das Geklapper der Dampfschiffträder hindurch hörte, die Kinder auf der Insel gingen Paar und Paar am Uferweg und fangen.

Manna grüßte hinüber. Niemand ahnte, wer da vorüberfuhr, fort . . . fort dem Meere zu, in die neue Welt.

Erich erinnerte sich eines Blattes, das ihm Weidmann beim Abschied gegeben, er las es; es waren Worte aus dem Schlusse des Kosmos von Humboldt: „Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäÙig zur Freiheit bestimmt.“